

Briefe,

antiquarischen Inhalts:

Αγωισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκȣειν ἠ κτημα ἐς ἀει —

---

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Erster Theil.

Berlin,
bey Friedrich Nikolai. 1778.

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es blosse Zänkereyen über mißverstandene Meinungen dem Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß

er

er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hoft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen

Atti-

Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bittrer ausgedrücket habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Komplimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die

Vorbericht.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer, ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schaal und falsch machen, als unsern Umgang? —

Erster

Erster Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Critik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Kloz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches (*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich

(*) Beytrag zum Reichspostreuter St. 45.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schliessen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ohngeachtet: worinn besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz schreibt: „Wie hat es einem unsrer besten Kunstrichter (dem Verfasser des Laokoon) „einfallen können, zu sagen, daß man sogar vieler „Gemählde nicht erwähnt finde, die die „alten Mahler aus dem Homer gezogen „hät-

„hätten, und daß es nicht der alten Arti-
„sten Geschmack gewesen zu seyn scheine,
„Handlungen aus diesem Dichter zu mah-
„len? Die Homerischen Gedichte waren
„ja gleichsam das Lehrbuch der alten
„Künstler, und sie borgten ihm ihre Ge-
„genstände am liebsten ab. Erinnerte
„sich Hr. Lessing nicht an das große Ho-
„merische Gemählde des Polygnotus, wel-
„ches zu unsern Tagen gleichsam wieder
„neu geschaffen worden ist? Unter denen
„vom Philostratus beschriebenen Gemähl-
„den sind drey Homerische, und die vom
„Plinius kurz angezeigten kann jeder
„leicht finden. Unter den Herculanischen
„Gemählden ist eines, welches den Ulys-
„ses vorstellt, der zur Penelope kömmt.
„Von halb erhabnen Werken will ich nur
„die merkwürdigsten anführen, u. s. w.

Ich könnte zu dem Recensenten sagen: Hier sehe ich blos, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung ist, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er sagt nichts von

Feh-

Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recensent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an ihn, sondern an den Herrn Klotz selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verschiedne Dinge sind: Gegenstände mahlen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so mahlen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemählde Homerische Gemählde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemählde in diesem Verstande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künstlern vorgeschlagen hat?

Die Beyspiele, welche Herr Klotz mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämet haben, sie Herr Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geschämet haben, zu verstehen zu geben, Herr Klotz habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da beyfallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das sonderbarste ist: ich habe diese Beyspiele fast alle selbst angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Hr. Klotz bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leser auf den Fabricius (*) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich diese Beyspiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ohngeachtet gesagt, „es scheine nicht „der Geschmack der alten Artisten gewe-„sen

(*) Bibl. Graec. Lib. II. c. VI. p. 345.

„sen zu seyn, Handlungen aus dem Ho„mer zu mahlen,„ ich ganz etwas anders damit muß gemeinet haben, als das, was diese Beyspiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine es noch, daß so sehr die alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutz haben, wie Caylus will, daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer mahlen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so mahlen, wie sie ihnen Homer vormahlt; sie sollen nicht so wohl eben die Gegenstände mahlen, welche Homer mahlt, als vielmehr das Gemählde selbst nachmahlen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beybehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Artisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst

sonst mögen gemahlt haben. Ihre Gemählde waren Homerische Gemählde, weil sie den Stof dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eignen Kunst, nicht nach dem Beyspiele einer fremden, behandelten: aber es waren keine Gemählde zum Homer.

Hingegen die Gemählde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemählde zum Homer, als Homerische Gemählde, als Gemählde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klotzische.

Herr Klotz hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzufüh-

ren,

ren, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren liesse, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem grossen Ignoranten und zugleich zu einem unsrer besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten sollte.

Zweyter Brief.

Sie meinen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind, und

und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es sey so, wie sie meinen!

Aber ich muß bey der ersten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte „sich Lessing nicht an das große Homerische Gemählde des Polygnotus?

In der Lesche zu Delphi waren zwey große Gemählde des Polygnotus. Welches meinet Herr Klotz? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach seinem Allegate (*) muß er das erstere meinen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorstellte. Beide Vorwürfe liegen außer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen können. Aber die Griechen besaßen eine Menge andere Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemählde gefolgt; einem Lesches, einem Stesichorus. Wie kann es also

(*) Pausanias L. X. p. 859.

also Herr Klotz ein Homerisches Gemählde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee: aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemähldes nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedichten Mynias und Nosti gefolgt ist. Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch sich mit den vom Homer eingeführten Personen begnügt. Folglich müßte auch dieses kein Homerisches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre besser gewesen, Herr Klotz hätte sich gewisser Dinge gar nicht erinnert, als falsch.

In beiden Gemählden hat Polygnotus sich bald an diesen, bald an jenen Dichter und Geschichtschreiber gehalten; ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eignen Erfindung mit einzumischen.

schen. Eine Freyheit, deren sich auch andere alte Artisten bedienten, wenn sie Vorstellung aus der Trojanischen Epoche wählten!

Zwar habe ich schon gesagt, daß Herr Klotz diese Vorstellungen alle, meinetwegen immerhin Homerische Vorstellungen und Gemählde nennen mag. Aber noch einmal: was haben diese Gemählde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geschichte genommen sind, aus welcher Homer die seinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemählden zu thun, wie sie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artisten von dem Homer machten, verständlicherer Dinge gesagt, zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie. Ich habe mich nicht mit den schwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeisterung, begnügt: ich habe

habe in Beyspielen gezeigt, was für mahlerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, sie blos darum zu loben, daß sie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyspielen gewiesen, wie sie es anfingen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuschung auf einem ganz verschiedenen Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem sich Caylus nichts träumen lassen. —

Nothwehr entschuldiget Selbstlob. —

Drit-

(*) Laokoon S. 227 - 231.

(**) Laokoon S. 219 - 223.

Dritter Brief.

Ich komme also zu der zweyten Bestreitung des Herrn Klotz. Er fähret fort: „auch die Einwürfe, welche Herr „Lessing von der Schwierigkeit hernimmt, „die Homerischen Fabeln zu mahlen, sind „leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, „als durch meine Feder werden würde.„

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beiderseitigen Kräfte, oder unsers beiderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch, das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu mahlen: was betreffen sie? Die

Ho-

Homerischen Fabeln überhaupt; oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen; oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus schlug nicht bloß den neuern Artisten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen: er wünschte den ganzen Homer so gemahlt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (*)

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabey einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemählden ein wirkliches Heldengedicht in Gemählden seyn würde; daß sich der ganze mahlerische Geist des Dichters darinn zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem

(*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

chem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem andern das mahlerische Talent besitze, dienen könnte: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Vors erste wendete ich ein: (*) daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeitet, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Mahlerey diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art sichtbar sey; daß folglich, — wenn in den Gemählden des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsele, ohne eigenthümliche Merkmahle sich mit einander vermische, — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was

(*) Laokoon XII.

Was antwortet Herr Klotz auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich, — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) — und belehre mich nur einigermaaßen, wie man es einem Gemählde

an-

ansehen kann, daß das, was man darinn sieht, nicht zu sehen seyn sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemählde mit sehenden Augen so blind, oder mit blinden Augen so sehend zu mahlen, daß sie von zwey oder mehrern Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die andern nicht zu sehen, scheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe sie unter diese Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahlerische erwiesen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unsichtbaren in den Homerischen Handlungen, zugleich alle die charakteristischen Züge verlohren gehen müßten, durch welche sich bey dem Dichter die Götter über die Menschen auszeichnen.

Auch

Auch dieses ist leicht zu beantworten? Und am besten mit dem Pinsel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führet: schweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinewand treten, und spielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemählde von ihm zeigen können. — Indeß sinne ich bey mir selbst nach, welche Dimension seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinewand anweisen wird; sinne nach, welches das Verhältniß seyn dürfte, daß sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach,

in

in welcher Größe sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakisch zu erscheinen; sinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden sinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemählde, an welchen Homer am reichsten, in welchen Homer am meisten Homer sey, progressive Gemählde wären; die eigentliche Mahlerey aber auf das Progressive keinen Anspruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch itzt diese Einwendung für unwidersprechlich halte, blos weil sie auf das Wesen der verschiedenen Künste gegründet ist! Herr Kloz muß über mich lachen; und wenn Herr Kloz vollends den Pinsel führte! — Nichts würde ihm leichter seyn, als den

Pan-

Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demselben Gemählde darzustellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich schwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinsel dieses Wunder gelingen müsse. Doch er versuch es nur; am Ende ist seiner Feder nichts zu schwer; ich kenne keine Feder, die alles so leicht, so deutlich zu machen weiß! —

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber

(*) Laokoon XV.

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemählde, könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagnen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemählde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Voraussetzungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemähl-

mählden sehr schätzbare Kunstwerke darstellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einschränken, welche Caylus aus dem Mahlbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemählde gebracht zu werden, wider einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst, macht.

Fünfter Brief.

Sie bestehen darauf, daß Herr Kloz diese Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beyspiel, worauf er sich beziehe, zeige es deutlich.

Gut,

Gut, daß sie auf dieses Beyspiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beyspiel, sagt Herr Kloß, „anzuführen: so verwirft Lessing des „Grafen Caylus Vorschlag, die Be„wunderung der Trojanischen Greise „über Helenens Schönheit, aus dem drit„ten Buche der Iliade, zu mahlen. Er „nennt diese Episode einen eckeln Gegen„stand. Ich frage hier alle, welche die „von Rubens gemahlte Susanna, nebst „den beiden verliebten Alten gesehen, ob „ihnen dieser Anblick eckelhaft gewesen, „und widrige Empfindungen in ihrer „Seele erzeugt habe. Kann man denn „keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm „dürre Beine, einen kahlen Kopf, und „ein eingefallenes Gesicht zu geben? „Mahlt der Künstler einen solchen Greis „verliebt, so ist das lächerliche Bild fer„tig. Aber Balthasar Denner und Bar„tholomäus van der Helst belehren uns,

„daß

„daß auch der Kopf eines alten Mannes
„gefallen könne. Ueberhaupt ist das,
„was Herr Lessing von den jugendlichen
„Begierden und Caylus von gierigen
„Blicken sagt, eine Idee, die sie dem
„Homer aufdringen. Ich finde keine
„Spur davon bey dem Griechen, und
„der alte Künstler würde sie ohne Zwei-
„fel auch nicht gefunden haben.

Vortrefflich! Wenn einem Unwahr-
heiten andichten, und diesen angedichteten
Unwahrheiten die aller trivialsten Dinge
entgegen setzen, einen widerlegen heißt:
so versteht sich in der Welt niemand besser
auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vor-
schlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es ist nicht wahr, daß ich diese Epi-
sode einen eckeln Gegenstand genannt
habe.

Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer
die Idee von jugendlichen Begierden auf-
gedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten: daß ist bey alle dem doch nicht viel! Lassen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafens Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man blos einige zugleich mit vorgeschlagene Mittel, diesen Vorschlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojanischen Greise machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder müsse? Ich habe blos gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemählde der Helena noch ihren Schleyer lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja auch so hab ich nicht geleugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behaup-

hauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit seyn würde, so wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomine zur erhabensten Poesie verhalten würde; weil wir dort erst aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beyspiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sey, in dem Geiste des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artist des Caylus hätte den Homer gemahlt: aber Zeuxis mahlte in dem Geiste des Homer. Jener wäre knechtisch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Wesen seiner Kunst hier setzet: anstatt daß Zeuxis diese Schranken nicht für seine Schranken erkannte, und indem er den höchsten Ausdruck der Dichtkunst nicht blos nachahmte, sondern in den höchsten Ausdruck seiner Kunst verwandelte, eben durch diese Ver-

wand-

wandlung in dem höhern Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide wer da will: aber er verstehe mich nur erst: Ich will nichts ausserordentliches gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts abgeschmacktes sagen. — Doch weiter. —

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen ekeln Gegenstand genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus sie gemahlt wissen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeusserungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, so gar ein eckler Gegenstand sey. Ist er das nicht?

nicht? Ich denke noch, daß der es ist; Herr Klotz mag mir von einer Susanna des Rubens schwatzen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine vom Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Eckel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man mahle ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen,

und er ist eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den Trojanischen Greisen des Caylus: aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen, jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Herr Klotz sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt (*) „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen; denn der Affekt, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden.„

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustel-

(*) Laokoon S. 221.

stellen, an dem er seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von selbst lernet, die zu begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfodert wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? „Kann „man denn keinen alten Mann vorstellen „ohne ihm dürre Beine, einen kahlen „Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu „geben?„ Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar „Denner und Bartholomäus van der „Helst belehren uns, daß auch der Kopf „eines alten Mannes gefallen könne.„ Also bis auf Balthasar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helst, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister

wissen

wissen würde; ja ohne alle Meister in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Kloß: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk nicht, daß er verbunden gewesen, so eigentlich zu studiren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuausdrückliche Geflissenheit verriethe, seine Leser wider mich einzunehmen.

Ist

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Klotz: (*) „Ich gebe es Herr Lessingen gern zu, daß „wenn Dichter und Künstler die Gegen„stände, welche sie mit einander gemein „haben, nicht selten aus dem nehmlichen „Gesichtspunkte betrachten müssen, ihre „Nachahmungen oft in vielen Stücken „übereinstimmen können, ohne daß zwi„schen ihnen selbst die geringste Nachah„mung oder Beeiferung gewesen. Aber „ich möchte diesen Satz nicht allzu sehr „ausgedehnt haben.„ Bin ichs, der ihn allzu sehr ausgedehnet hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieses nicht zu verstehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im

Lao-

(*) S. 170.

Laokoon blos gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Kloß sagt, daß er sich einer Münze des Antonius Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern blos die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr herhohlen wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Kloß durch mich gekrönet zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders

(*) S. 203.

ders gewidmet ist. „Dieser Stein,„ schreibt er, „ist gleichfalls aus der Samm„lung des Hrn. Casanova, und auch von „ihm gezeichnet. Er stellt eine Furie „vor, und ich habe ihn meinem Buche „beygefügt, um Herr Lessingen zu über„zeugen, daß die alten Künstler wirklich „Furien gebildet haben: welches er leug„net.„

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem auffliegenden Haare, zweydeutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig; ich

ich finde mehr Verachtung, als Wuth darinn.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen, Furien und Furienköpfe sehen wollen.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieser Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Kloß einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Sie=

Siebender Brief.

Vergessen hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht: aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen.„ Lieber also schlecht weg: Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheinet uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser

dieser Art; sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

Der Mythologist hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologist aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsatze der Kunst herleiten zu dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien

Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artist, welcher nur das Schöne zu bilden wählen sollte, muß alles bilden können. Wen verleitet sein Können, nicht öfters über sein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artist meistens für andere, von denen er nicht fodern kann, daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, so lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich seyn kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmöglich, daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen seyn, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können: und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieses, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlet, kann mich so verstehen.

Ich

Ich that alles, was ich thun konnte, diesem Mißverständnisse vorzubauen. Ich schlug vor, den Namen der Kunstwerke nicht allen Artikeln ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man, schrieb ich, (*) keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn einer, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht; so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine ausser dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler als Handarbeiter. Er wird also

(*) Laokoon S. 105.

also mit der ersten mit der besten Figur der Kenner widerlegen zu können glauben,, u. s. w.

Das ist keine itzt ersonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch niemand widersprach; das schrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widersprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herr Klotzen, und seines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armselige Beyspiele mehr weiß, als ich wissen mag. Ich gönne ihm diesen Vorzug recht gern; es sey aber, daß ich sie gekannt oder nicht gekannt habe: sie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Classe erhalten, in die sie gehören.

Welches Jucken, seine Belesenheit so sehr auf Unkosten seiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erst den Unterschied bestritten hätte, den ich unter den Anti-

Antiken zu machen vorschlage! Aber stillschweigend diesen Unterschied zugeben, und nur immer mit einzeln Beyspielen auf mich ein stürmen, die nach diesem Unterschiede von gar keiner Folge für mich sind: wahrlich, das ist eine Art zu streiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.„ Dem ohngeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen schon selbst: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören vornehmlich zur Bildersprache,

(*) Laokoon S. 17.

sprache. Aber nicht allein: die geschnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Spiegel, gleichfalls dahin. (*) Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtiget, sie mehr für eigensinnige Symbola der Besitzer, als für freywillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Kloß kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen: und meine Meinung

(*) Laokoon S. 108.

nung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens, die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz sagt, (*) soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwey Orten. An dem ersten

(*) S. 242.

stern (*) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimmt sich sogar ihrer gegen den Herrn Kloz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr „Kloz hat zwar unter den alten Denk„mälern der Kunst Furien gefunden. (**) „Allein Herr Lessing hat schon diejenigen „Figuren ausgenommen, die mehr zur „Bildersprache, als zur Kunst gehören, „und von dieser Art scheinen die Bey„spiele des Herrn Kloz zu seyn.

Diese Stelle führt Herr Kloz sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Riedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet so: (***) „Herr Lessing be„hauptet, daß die alten Künstler keine „Furien gebildet, welches ich selbst oben „zugegeben habe. Itzt muß ich ihm, „nach-

(*) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften S. 45.

(**) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

(***) S. 136.

„nachdem ich eine kleine Entdeckung ge-
„macht habe, widersprechen, aber aus
„einem andern Grunde, als Herr Klotz.
„Es ist hier dem Hrn. Lessing eben das
„begegnet, was er vom Hrn. Winkel-
„mann sagt; er ist durch den Junius
„verführt worden. Vermuthlich hat er,
„in dem Register der alten Kunstwerke,
„unter dem Titel Furien gesucht und
„nichts gefunden. Ich schlage nach,
„Eumenides; und finde, das Scopas
„deren zwey und Calos die dritte zu Athen
„gebildet. Man kann den Beweis im
„Clemens Alexandrinus selbst nachlesen.„

Ich wundere mich nicht, daß Herr Riedeln die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen zu müssen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vor-

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführet worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil, in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furiae keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Banier, (*) im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beyspiele selbst bestärket, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte

(*) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Deesses. Memoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 43.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet: sehr leicht, aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, ist ja sogar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Riedel darinn gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beym Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bildersprache, als zur Kunst, gehörigen Figuren, nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme, die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beyspiele in keine Betrach-

tung

tung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgestellet waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abschnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben können; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch diese, statt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

Und also, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Riedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke wie sie die Religion befoh-

befohlen hatte, die bey den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu sehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos, (*) die Junius Herr Riedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, sind unstreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen standen, und von welchen Pausanias ausdrücklich versichert, (**) daß

(*) Bey Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unstreitiger Druckfehler; so wie in der Citation des Clemens p. 47. anstatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht blos an einem Orte, nicht blos in einem und eben demselben Buche, immer und ewig Zeuxes schreibt: so scheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu seyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert; daß dieser Mahler nicht Zeuxes, sondern Zeuxis geheissen.)

(**) Lib. 1. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

daß sie durchaus nichts Schreckliches, *οὐδεν φοβερον*, an sich gehabt. Nun sage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an sich haben, solche Furien sind, deren Abbildung ich auf die alten Artisten nicht will kommen lassen? Ich schreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung schändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.„ Aus der unmittelbaren Verbindung dieser zwey Sätze, ist es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Gesichtszuge, in Stellung und Gebehrden, verrathen was sie seyn sollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieser Art? Es waren Furien, und waren auch keine: sie stellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht so vor, wie wir sie itzt bey dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Satz vielmehr, als daß sie ihn im geringsten zweifelhaft machen sollten. Denn wenn die

Alten

Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedriget würden: was sollte ihre Artisten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fratzengesichtern haben verleiten können? Selbst die Hetrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion widersprechen.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz selbst ist, welcher mir die unschreck-

lichen

lichen Furien zu Athen nachgewiesen. (*) Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea. - - - - - - - -

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen: Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Kloz, und Herr Kloz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie drengen von entgegengesetzten Seiten in mich; beide wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehn. Ich dächte, ich schiede gänzlich aus; so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch küppen muß; ich mag wollen oder nicht: geben Sie nur Acht!

Neun-

(*) Acta litt. Vol. III. Pars III. pag. 289.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Kloß für den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl bringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, ist die Dankbarkeit des Herrn Kloß gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Itzt lassen sie uns sehen, was Herr Kloß von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er sie den Alten zusprechen zu müßen glaubt.

Herr Kloß erkläret die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die „Geschicklichkeit, (*) die Gegenstände auf „einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie „sich unserm Auge in einem gewissen Ab„stande

(*) Beytrag zur Gesch. der Kunst aus Münzen S. 178.

„stände zeigen.„ Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Perney abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberfläche beweiset. Fläche ist für die Mahlerey Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben: wenn sie nur richtig ist. — Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitsache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nicht als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt

sie

daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemählde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon, (*) daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmäßigen Mahlern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefehren Augenmaaße begnügt: das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann,

(*) S. 189.

kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheinet, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfliessen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Kloß: „konnten die alten Schriftsteller „von einer Sache reden, die nicht da war, „und eine Eigenschaft an einem Gemähl„de rühmen, die niemand sahe?„ Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas

sahen

sehen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemählde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Kloß nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, (*) daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemählde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedene Ursachen. Herr Kloß sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemählde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch

(*) S. 96.

noch die Meister der Herkulanischen Gemählde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Kloß nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemählden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich

sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander stehen sollten, übereinander zu stehen kamen, (welches beym Pausanias aus dem öftern ἄνωθεν, ἀνωτέρω und dergleichen erhellen:) so würden diese entfernter oder höher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vördergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es

Es ist schwer sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nehmlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Herrn Kloß in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspektiv der Al„ten, sagt er, ist die von uns so ge„nannte Militarperspektiv von oben her„ein„ — Nicht jede Perspektiv von oben herein, ist Militarperspektiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maaße der Gegenstände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militarperspektiv eigentlich gar kein Perspektiv, sondern ein blosses technisches Hülfsmittel gewisse

wisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm blos erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militarperspektiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv absprechen. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verschiebt; welches die Militarperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemählden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen seyn, welche Hr. Klotz zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten

auf

auf die ihm so genannte Militarperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzusetzen: „Sollten diese Zeugnisse nicht „einmal die ewigen Anklagen der Alten, „wegen der Unwissenheit der Perspektiv „vermindern?„ Allerdings sollten sie nicht: sondern Herr Kloß sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaaßt.

„Die Alten, fährt er fort, haben zu„gleich den Plan von ihren Gebäuden „gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt „sehr scharf hätten nehmen wollen, so „würden sie ein allzu hohes Relief ge„braucht haben. Hätten sie das Relief „flach gehalten, so würde die Münze ohne „Geschmack, Gothisch oder nach der „Art unserer neuen Münzen ausgefallen „seyn.„

O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er

er sich für einen Mahler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist. — „Die Alten „haben zugleich den Plan von „ihren Gebäuden gewiesen.„ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in unsern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Fasade? Oder wie? — „Wenn sie „den Augenpunkt zu scharf hätten nehmen wollen;„ Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? oder was heißt es? — „So würden „sie ein allzuhöhes Relief ge„braucht haben.„ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — „Hät„ten sie das Relief flach gehal„ten;„ — Nun, was denn? was wäre

als-

alsdenn geworden? — so würde die „Münze ohne Geschmack, go„thisch oder nach der Art unse„rer neuen Münzen ausgefal„len seyn.„ O Logik, und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Musen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilliget: daraus schließt er, daß das flache

Relief

Relief überhaupt ohne Geschmack und Gothisch ist? O Logik, und alle Musen!

Zehnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne; Falls ihm die Einheit des Gesichtpunkts fehle.

Gut genug; Sie wissen was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomena des Gesichts, die Erscheinung der

Größe,

Grösse, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheimung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Mahlerey. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweydeutig und falsch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Hr. Klotz ruffen. Ich mache keinen Anspruch

mehr-

mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht gewesen seyn; sondern ungefehr so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis

bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher colossalischen Grösse die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im geringsten erkenntlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Mooy r fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemählde des Cebes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Troz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten

bis

bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemählde des Polygnotus mögen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Pardelfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beyspiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit beyzubringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiednen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen nöthig wäre.

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen; heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläuftigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Kloß versichert, „daß Lucian von der perspektivischen Anordnung in einem Gemählde „des Zeuxis so weitläuftig rede, daß diese „Stelle

„Stelle bey dieser Streitigkeit nothwen„dig geprüft werden müsse!„ Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το ἐυθυτατον, was ist es anders, als ein correkter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die ἐυκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die schicklichste Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον, ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος τȣ μεγεϑȣς, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων (*) προς το ὁλον, die

(*) Herr Kloz muß sich einbilden, daß er

die ἁρμονια, ist das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allem Ge-

er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben „των μετρων: welche Lesart mir rich„tiger scheinet, obgleich jene sich auch „vertheidigen läßt.„ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen μετρων: der Verstand aber duldet dieses μετρων, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie vor sich hat: und ich möchte doch wiss-

Gemählden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemählden eines einzeln Gegenstandes, dem blossen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemähldes überhaupt, bey welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Mich

wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie blos vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Hr. Klotz citiret, sondern im Zeuxis dieses Gemählde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Kopie desselben sey in Rom gewesen, da das „Original, welches Sulla nach Rom „schicken wollen, im Schiffbruch untergegangen,„ es das erstemal für Rom, Athen heissen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

Mich dünkt sogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemählde des Zeuxis von der Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er: ἀνω δε της εἰκονος, ὁιον ἀπο τινος σκοπης ἱπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων: er sey oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Jungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte, scheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob diese Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen des alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehn, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern blos, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren,

„nen und andere dem Auge zu nähern.„ Nein. kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Hr. Kloz? Sie kann von nichts anders handeln! Und gleichwohl handelt sie von etwas anderm. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Kloz sagt, wäre dadurch die Perspektiv der alten Gemählde erwiesen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspektiv abgesprochen, ihnen zugleich alle verschiedene Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? „Ist aber dieses Verschießen, fährt Hr. Kloz fort, diese Schwächung, oder stufenweise Verringerung „des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachten Perspektiv? „ Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrucken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stuffenweise Verringerung des

Lichts

lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr etne Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klotzischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieser: „Ich „will noch eine andere bis„her unbemerkte Stelle aus dem „Philostratus herschreiben: was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klotzen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheffer

ser genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer seyn, dem er ihre erste Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Klotz seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist ohnstreitig Du Soul: denn als er in der Reitzischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten, bey dem σκιασαι ἐς δεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, sondern auch die nehmliche Stelle des Philostratus daben angeführt. *) Nun schlug Hr. Klotz selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich aufbehalten sahe: so glaubte er Recht zu

*) At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Hr. Klotz die Anführung des Du Soul Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, so läßt sich seine Anführung, durch Einschiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor sich hat, der sich auf solche Kleinigkeiten brüstet? —

Bis-

Bisher unbemerket! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiset, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet? —

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gebraucht. (*)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Hr. Kloß der erste, welcher die Stelle des Philostratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darinn zu finden?

(*) S. 100. deuts. Uebers.

den? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle blos von der Schattirung verstanden. Die guten Leute! Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Hr. Kloß ist der erste der dieses sagt, — und auch der letzte, hoffe ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Hr. Kloß die Ausschweifung über die Perspektiv der Alten, in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieser eine ist gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, „daß er gewiß glaube, er sey der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, habe er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so wäre beobachtet worden.„

„Ueber-

Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemählden nicht, welches er sich damals darinn zu finden versprach, als er nicht so gar unerhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte. (*)

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, (**) deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntnisse von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hn. Kloz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen, (***) und hat diesen Schrift-

(*) Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtung über die Mahlerey.

(**) S. 183.

(***) Fünftes Stück S. 132.

Schriftsteller bereits an Hr. Klotzen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hr. Klotzen! Nun das ist wahr: die Deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perspektiv der Alten verweiset, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Innschriften, aus welchen Hr. Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheinet!

Freylich ist das arg: aber doch, dächte ich, stellt sich die Deutsche Bibliothek diesen Schriftstellern ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo,

gelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er „habe geglaubt, Michel Angelo sey der „Verfertiger davon gewesen.„ Nein, das kann er nicht wohl geglaubet haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

Dreyzehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo studierte, aus wel-

welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Classe, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemählden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaster, wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, der er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cacher de Michelange?„ Hat der Schriftsteller, den er zu hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, blos ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiednen Arbeiten desselben; und es

fehlt

fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freylich so viel nicht wissen, als Hr. K. der den Artikel im Fueßlin von ihm gelesen. Von so einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken schreiben: Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneiderkunst gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzu gesetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar.„ Dieses versteh ich nicht! ruft Hr. K. — Nicht? Hr. K. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccartschen Platte sagt! Und

Und solches Zeug in den Tag hinein schreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, den er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal stosse ich auf folgende Stelle: „Beym Laokoon gedenkt Hr. „Winkelmann Hrn. Lessings als eines „einsichtsvollen und gelehrten Schrift„stel-

(*) Göttingische Anzeige 22. u. 23. Stück dieses Jahres.

„stellers, bleibt aber dabey, es wahr=
„scheinlicher zu finden, daß die Künstler
„des Laokoon in die schönsten Zeiten ge=
„hören; nicht zwar nach Widerlegung
„des Lessingischen Grundes, der aus der
„Zusammenstellung dieser Künstler mit
„jüngern beym Plinius, und aus dem gan=
„zen Zusammenhange genommen ist, son=
„dern durch Anführung zwo neuer Grün=
„de, von denen der eine das Alter der
„Buchstabenzüge auf der zu Nettuno ge=
„fundenen Steinschrift, mit dem Namen
„des Athanodors, Agesanders Sohns,
„der andere die Arbeit an der Gruppe
„selbst, ist. Denn diese kömmt an den
„Köpfen der beiden Söhne vollkommen
„mit den beiden Ringern zu Florenz, in
„welchen Hr. W. Söhne der Niobe ent=
„deckt hat, überein. Da hier Hr. W.
„seines Landsmannes Erwähnung thut,
„so dürfte es jemanden wundern, warum
„er nicht beym Borghesischen Fechter eben
„desselben Deutung dieses Fechters auf den
„Cha=

„Chabrias angeführt hat; allein diese Vor-
„beylassung gereicht dem Hn. Winkelmann
„zur Ehre; er hätte Hr. Leßingen sagen müs-
„sen, daß er jenen Fechter mit einer Statue
„in Florenz verwechselt hat, welche im
„Museum Florent. Tab. 77. unter dem
„Namen Miles Veles steht, und einen
„ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht
„obnixo genu scuto.„

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht gelesen! sagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch itzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieser Stelle machen soll, als ein christliches Präservativ, über den Anfang derselben nicht allzu stolz zu werden.

Verwechselt soll ich den Borghesischen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechselt haben? Aus Großmuth soll mir Herr Winkelmann diese Verwechslung nicht aufgemutzet haben? Aber der

Re-

Recensent ist so großmüthig nicht: er mutzt mir sie auf. Bey allem was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch beschämen möchte, unendlich verbunden seyn, als dem Hrn. Winkelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beschämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Borghesischen Fechter verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt. Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter diesem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stosch für einen Discobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen Fechter als für einen Discobolus, sondern für einen Soldaten erkennet, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hatte. Diese, diese Statue habe ich auf den Chabrias ge-

deu-

deutet; und ist diese Statue nicht der Borghesische Fechter, ist sie der Miles Veles in dem Florentinischen Museo: wie gesagt, so hat beide diese Werke Hr. Winkelmann selbst, und zuerst verwechselt; seine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Mensch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen: aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das selbst Sehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borghesischen Fechter erkennet? Oder ist es nicht der Borghesische Fechter, welcher

cher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateinischen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erscheinet? Diese Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Veles in dem Florentinschen Museo hingegen nicht: wie ist es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechseln können?

Endlich, worinn habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borghesischen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: so hätte ich sie verwechseln können; aber muß ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was

Was noch überhaupt gegen meine Deuzung jenes sogenannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmassung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Kloß überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darinn gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Kloß über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittnen Steine und ihrer Abdrücke,, ein ganz nützliches Buch für den seyn kann, welcher von der darinn abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, so stehet die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Kloß blos aus fremden, seltnen Büchern zusammen getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Prise. Aber sollte er seine eigene Landsleute plündern? —

Erlau-

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu lassen.

Fünfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Hrn. Klotz, zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zusammen tragen.

Doch wohl! — und wenigstens kann man als ein denkender Kopf zusammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr haben thun lasse; und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der „Quellen, sagte er (*), die Anordnung „der Sachen, und einige eigene Bemer„kun

(*) Seite 16.

Dichter redet blos von Togen, von Harnischen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen, mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Hr. Kloz hinzu, ahmte in diesem Stücke der Verschwendung „des weiblichen Geschlechts nach.„ Und das soll Svetonius (*) versichern. Aber das Zeugniß des Svetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Svetonius gleichfalls blos von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen, (gemmatas indutus pænulas) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Kloz. Zweytens sagt auch Sveton nicht, daß Caligula hier in der Verschwendung des weiblichen

(*) In Calig. c. 52.

chen Geschlechts nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sveton dem Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäunt? Oder muß man die Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher schreibt Hr. Klotz: „um den Ring des Prometheus, von „welchen man den Ursprung der in Rin-

„ge

„ge gefaßten Steine hergeleitet hat, be-
„kümmere ich mich nicht.„ Sehr wohl!
Aber warum führt er dieses Rings wegen
den Isidorus an? Man muß den Isido-
rus oft anführen, weil er nicht selten Bü-
cher gebraucht hat, die hernach verloren
gegangen. Aber warum hier? Hier ist
Isidorus der wörtliche Ausschreiber des
ältern Plinius; Plinius ist hier die Quel-
le (*), und diesen hätte Hr. Kloz anfüh-
ren müssen.

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Ge-
lehrten, über die bekannteste Sache gera-
de den unbekanntesten Schriftsteller anzu-
führen; damit sie ihre Nachrichten ja aus
recht besondern Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt
den Hauptort anzuführen, wo von der
Sache, die sie erörtern wollen, geflissend-
lich und umständlich gehandelt wird, sich
auf Stellen beziehen, wo man dieser Sa-
che

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4. et Libr.
XXXVII. Sect. 1.

che nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfsichtigkeit bewundern zu lassen, der auch nicht der geringste Nebenzug entwischte.

Z. E. um zu beweisen, „daß man in „Rom sogar die Bildsäulen mit Ringen „gezieret„ würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht so Hr. Kloß, und seines gleichen: sie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo unter

(*) Libr. XXXIII. Sect, 4.

(**) Hr. Kloß führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bey Hr. Klotzen sehr häufig, so daß besonders von

unter verschiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben so wohl die Statue des Scipio Africanus sey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Hr. Kloz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabey vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirkliche Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe gewesen seyn. Waren es aber nur solche: so mußte sie Hr. Kloz gar nicht anführen; denn in der Sculptur blos nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man beden-

von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April schicken.

bedenke, wie abstehend ein einzler Finger von den andern hätte müssen gearbeitet seyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen; und erinnere sich, daß es der alten Meister ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich, aus zu führen.

Aber der Fehler des Hrn. Kloz ist es überhaupt nicht, allzuviel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläßig voraus, daß er jeden feinern Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle bringt, für Sophisterey erklären wird.

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Hrn. Kloz mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ord-

Ordnung, in welcher Hr. Klotz sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufstossen.

Den Eingang (von Seite 1 - 16.) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Leh-„rer der Wissenschaften auf gewisse Din-„ge aufmerksamer machen! Möchten sie „doch von mir lernen wollen! Ich will „ihnen eine kleine Anweisung geben! Ich „will sie gleichsam bey der Hand ergrei-„fen, und sie zu den Werken berühmter „Künstler des Alterthums führen! Ich „will ihnen diese Werke zeigen ꝛc.„

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, schreibt er, meine „Leser

„Leser von der Vortrefflichkeit der ge„schnittenen Steine und ihrem vielfachen „Nutzen unterrichte, muß ich einige „Anmerkungen von der Kunst in Stein „zu schneiden und ihre Geschichte, von „den berühmtesten Künstlern, deren „Werke wir noch bewundern, von dem „mancherley Gebrauche der geschnittenen „Steine, und ihren Abdrücken vor„ausschicken.„

Sie wissen doch was die französischen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber Gesindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich wird ihre Benennung auf die voraus geschickten Kenntnisse des Herren Klotz vortrefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

Erst

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben (*) zu können, die wenig

(*) Denn der ist doch wirklich ein blosser Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18. weil er beym Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59.) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beym Kirchmann; das sie-

nig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Svetons, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt, (*) zu Sammlungen geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die mindesten kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten: die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele so

eifri-

siebende Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heissen.

(*) S. 23.

eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verletzen zu lassen.* Tantum, sagt Plinius, tribuunt varietati, coloribus, materiæ, decori; violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Hr. Kloß zu einem Kenner machen? „Wir lesen, versichert er, „daß Scaurus, der Stiefsohn des Sylla, zuerst in Rom sich geschnittene „Steine gesammelt habe.„ Wo lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm blos: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geschnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heissen, als alte geschnittene Steine, und

(*) Libro XXXVII. Sect. 1.

und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Hr. Klotz darum diese Bedeutung in die alten Autores übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch itzt übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Daktyliotheken gewesen seyn, welche Pompejus, und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch vom Mäcen, sagt Hr. Klotz, (*) „wissen wir, daß er eine besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. „Er gesteht diese Neigung nicht allein „selbst in einem Gedichte an den Horaz, „sondern man sieht sie auch aus einem „Briefe des Augustus an ihn.„ Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie

seines

(*) S. 24.

seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweiset, nicht bey der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet blos die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas; und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen. Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaster gaben, für grosse Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beym Macrobius, ist nichts als eine

Ver-

Verspottung dieser Kakozelie. Eher noch hätte sich Hr. Kloß darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreyzigsten Buche genuzt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn: war er es darum von geschnittenen? Wann er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Herr Kloß, (*) müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführet. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht

(*) S. 20.

ter fortsetzen. Herr Klotz hat sicherlich an keine derselben gedacht; sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Geschichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiednen Stuffen der Kunst geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verschiedenen Stile der Aegyptischen, Hetrurischen und Griechischen Künstler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle

alle diese Dinge sich selbst abstrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Kloß die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat, sagt er, (*) viel hohlgegrabne Steine der Aegypter. Allein „der Graf Caylus erinnert sich nicht, „einen erhaben geschnittnen Stein gesehen zu haben. Hatten die Aegypter „keinen Geschmack an den letztern? oder „hat ein ungefehrer Zufall sie unsern Augen entzogen? oder was ist sonst die Ursache dieser Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen, den er selbst beschrieben, und dessen ich mich bey ihm sehr wohl erinne-

(*) S. 27.

innere: einen Löwen auf einem Carneol. (*)

Nun sehe ich den Ort nach, wo Herr Klotz bey dem Caylus so etwas will gefunden haben, und sehe das Caylus blos sagt: „Ohngeachtet wir eine große Menge Aegyptischer Steine kennen, welche „in die Tiefe geschnitten sind, so haben „wir doch beynahe gar keine, an denen „die Figuren erhaben geschnitten sind, „und die wir pierres camées nennen.„ — (**) Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr sagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt gewesen.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein

(*) Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.

(**) Ebendas. S. 26. deutscher Uebers.

ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead. (*)

Ich glaube gläserne Pasten von beyden in der Stoßischen, itzt Königl. Preußischen Sammlung gesehen zu haben. Hr. Winkelmann sagt zwar, (**) daß das Original des erstern sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweyten sey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: So finden sich zwey vortreffliche erhabne Aegyptische Steine mehr, die dem

(*) Traité de la Methode antique &c. Pref. p. 7.

(**) Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.

dem Herrn Kloß wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nehmliche Stoßische Sammlung enthält noch verschiedne andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verstreut sind, oder verlohren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr. Kloß über die vermeynte gänzliche Vermissung erhabner Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beyden Gattungen in gleicher Proportion ver-

meh-

mehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht blos bey den Aegyptischen Steinen, der Camei die wenigern: sondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern die Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzu fügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beyde Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die sogenannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben ge-

geschnittenen Käfer zeigen. Herr Kloß muß aus seinem Caylus wissen, (*) daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären; so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Kloß meinet, daß mit den andern Aegyptischen Steinen geschehen. Die von erhabner Arbeit sind nur allein übrig geblieben: ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

(*) Erster Band, Taf. IX. Nr. 3.

(**) Hist. Animal. Lib. X. cap. 15. — Εγγεγλυμμενον κανθαρον.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der Hetrurischen Künstler. Caylus neigte sich noch immer gegen die Meinung des Buonárotti, welcher die Hetrurische Kunst Aegyptischen Ursprungs macht: Winkelmann hingegen will davon nichts wissen; sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, so waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den ersten Unterricht darinn bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für Hetrurisch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurück zu schliessen: dieser erkennt zwar in dem ältesten Hetrurischen Stile die Aehnlichkeit

keit mit dem Aegyptischen; aber auch der älteste griechische Stil hatte diese Aehnlichkeit, und das ist genug, sie in den Hetrurischen Werken zu erklären, ohne deßwegen zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden: desto flinker geht das Abschreiben von Statten. Denn so ungefehr eine Verbindung, ist zwischen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, sagt er (*), „kann man die Quelle wahrneh„men, woraus die Künste der Hetrurier „geflossen: ich meine Aegypten. — Die „Werke späterer Zeiten zeugen von einer „Bekanntschaft mit Griechenland.„ Die Werke späterer Zeiten: Sehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer so gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer

(*) S. 28.

terer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetrurische Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er selbst eben diesen Stein, drey Zeilen vorher, wegen seines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntschaft der Hetrurischen Künstler mit der griechischen Geschichte und Fabel, auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compilator kann sich widersprechen, so oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen seine chronologische Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommen„heit, schreibt er, (*) ward die Stein„schneiderkunst von den Griechen gebracht, „welche dieselbe, nach der Meinung eini„ger Schriftsteller, von den Aegyptern „empfangen, aber durch die Größe ihres „Geistes erhoben hatten.„ Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern: aber noch

(*) S. 29.

noch feiner, und bessern, die sich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen diese gar zu grosse Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision seyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Hr. Kloß, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweiset uns desfalls auf Mattern. Matter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bey dem Matter finden: gut. Ich schlage also Mattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionée, comme tant de savans l'ont déja prouvé

évi-

évidemment. Ein Stern verweiset mich unter den Text; und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Natter und Klotz: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, dessen Anführung, buchstäblich nachgeschrieben, so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Egyptis) mos erat, &c.

Ich sage: Herr Klotz muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinem erhaben geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geschmack an solchen Steinen?„ zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade

rade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich — nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyzigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünf und dreyzigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Matter, oder Hr. Deschamps, dessen Feder sich Matter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher,

der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwatzt Hr. Kloß (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eignen Stil gehabt. „Wahre Kenner, sagt er, bemerken an „den römischen Steinen eine trockne „Zeichnung, ein ängstliches und plum„pes Wesen, eine kalte Arbeit, und an „den Köpfen weder Geist noch Charak„ter.„ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Stil ausmacht, so arbei-

(*) S. 30. u. f.
(**) Gesch. der Kunst. S. 291. und 293.

arbeiten alle Stümper im römischen Stile. Aber: wer heißt denn diese wahre Kenner, alles was schlecht ist für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Kloz gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eignen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, „hatten nicht einmal ein Wort in ihrer „Sprache, einen Steinschneider anzu„deuten.„

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeister anzudeuten.

Eben

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architekten und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Kloß ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber sich Hr. Kloß in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Hr. Kloß zweymal mit grossen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heissen. „Hr. „Walch, sagt Hr. Kloß, erklärt es „richtiger durch signorum statuarumque ex metallo fuso fabricator.„

Es

Es kann seyn; aber warum denn eben Hr. Walch? Schon in Fabers Thesauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meister grosser Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Grosse zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen steht das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigilliarius, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche nach dem Savot und Rink, größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Hr. Kloß gegen das Wort Scalptor? Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichsten Verstande einen Steinschneider bedeute. (*) Bey dem Plinius bedeutet es

(*) Scalptores proprie qui gemmas cavant,

es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt, scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa; er sagt, adamantis crustæ expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur: hingegen sagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc sint dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt, in alten Inschriften und Glossen, das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinschneider bedeuten, und von den neuern Griechen sogar in ihre Sprache übergenommen worden. (*)

Zwan-

vant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

(*) Salmasius l. c.

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt Hr. Kloz auf die berühmtesten Steinschneider, neuer und alter Zeit. (*) Mit jenen, thut er, als ob er noch so bekannt sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich mit „Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemei„ne Hochachtung; er ist keinem Freunde „der Kunst unbekannt.„ Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber

(*) S. 33-80.

Aber Hr. Kloß will uns nun mit aller Gewalt belehren: er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. „Philipp Christoph Beckern,„ sagt er, „und Marcus Tuschern will ich das Lob „des Fleißes nicht streitig machen.„ Marcus Tuschern, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Kloß nicht streitig machen!" Hr. Kloß kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Tuschern? O! das wird ihm Marcus Tuscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heissen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Hr. Kloß macht ihn zu einem der fleißigsten? —. Der Ausschreiber müßte sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu setzen! Hr. Kloß fand Tuschern beym Mariette als Steinschneider angeführt; ob wohl nicht, als einen fleißigen; der Fleiß ist sein Zusatz; und

und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Lesen sie nur folgende Stelle! Mr. Maritte, sagt Natter in seiner Vorrede (*) se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de Nuremberg, qui n' a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de differentes couleurs; entr autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui etoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la verité la tete de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur de pierres fines.

(*) Pref. XXXI.

Von den alten Meistern hat Hr. Kloz so etwas hingeworffen, was weder halb noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Cronius, dessen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen blos auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoschischen Werke genommen hätte. Er scheinet nicht einmal gewußt zu haben, daß Stosch an einem zweyten Theile dieses Werks gesammelt; daß verschiedene dazu gesammelte Stücke in seiner von Winkelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß so gar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winkelmannischen Werkes einverleibet sind. Er hätte sonst den Phrygillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Cupido, mit einer offenen Muschel neben

Ein und zwanzigster Brief.

Lassen Sie sehen, was Hr. Kloß von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, (*) „gruben in alle Arten von kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar „schöne Smaragde und Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider „Figuren geschnitten. Aber dieses scheinet mir seltner geschehen zu seyn; am „seltesten mit dem Rubin, wegen seiner „Härte und grossem Werthe. Selten „sind auch ihre Werke in Sapphir. Am „häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabnen Werken den Carneol und Agath, „von

(*) S. 40.

„von einer Farbe, so wie sie sich bey er„habnen Werken der verschiednen Agath„onyche und Sardonyche bedienten.„

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedruckt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist.

Es sey, daß die alten Künstler, so gut wie die neuern, in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unsrer Zeit sind, und es ist blosse Declamation, wenn Hr. Kloß an einem andern Orte (*) schreibt, „daß jene Nei„gung der Alten zu den Ringen mit ge„schnittenen Steinen, einen bessern Ge„schmack anzeige, als man heut zu Tage „habe, da man blos geschliessene Steine „ohne

(*) S. 21.

„ohne daß die Erfindung oder Arbeit des
„Steinschneiders sich auf eine Art dar n
„gezeigt hätte, die uns unterrichten o er
„ergötzen könnte, hoch schätzt, und mit un=
„geheuren Summen bezahlt.„ — Der=
gleichen Steine, die man itzt mit unge=
heuren Summen bezahlt, hielt auch das
A terthum, wie ich schon erinnert habe,
für viel zu gut, sie von der Kunst verle=
tzen zu lassen. Auch schon vor Alters
dünkte es der Prachtliebe von besserm Ge=
schmacke, dergleichen Steine als bloße Stei=
ne zu tragen; (*) und nur denen von ge=
ringerm Werthe, ließ man durch die Kunst
einen höhern Werth ertheilen, ut alibi
ars, alibi materia esset in pretio.
Und wahrlich so gehört es sich auch!
Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich,
zur leichtern und glücklichern Behandlung,
die kostbarere Materie erfodert: so ist es
albern, und zeigt gerade von keinem
Ge=

(*) Alias deinde gemmas luxuria vio-
lari nefas putavit, ac ne quis signan-
di

Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ohngeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsre Künstler seyn; gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen; und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich grössere Schwierigkeiten zu übersteigen

di causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

gen, als der, welcher einen geschmeidigern unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen andern orientalischen Stein: (*) warum soll Natter seiner Zeit und seiner Ehre so feind seyn, und für zwölf Kunstwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, das dieses eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust kaum

(*) Pref. XVI.

kaum kann vergessen machen, würde jeden geringern Stein in ein Diamant veredelt haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freywilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochenes Glücke leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja seine Worte (*) scheinen so gar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern

nach-

(*) Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est Libr. XXXV. sect. 4.

nachsagte, (*) daß der geringste von ihnen einen Siegelrink trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu großen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Hr. Kloß in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem Cäpio und Drusus veranlaßte, so wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnit-

(*) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

schnittene Steine finden will. (*) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pausanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx gewesen, noch bey seiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt: (**) sondern ich gründe mich

(*) S. 21.

(**) Sordonychem, heissen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat;

mich auf etwas anders. Auf den Künstler nehmlich, der ihn geschnitten haben soll.

Theodorus von Samos wird als dieser genennt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es fast nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist, sein Werk seyn könnte, wenn

stat: Ostenduntque Romæ, si credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, & novissimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt „ihn, wo wirs glauben wollen, zu „Rom in der Kapelle der Eintracht, „wo er durch das Geschenk der Kayserinn in ein goldnes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet.„ Ich zweifle, ob man daraus ver-

wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nehmlich blos gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheinet in der That auch nichts anders sagen zu wollen: ἦν δὲ σφρηγὶς τὴν ἐφόρεε χρυσόδετος — ἦν δὲ ἔργον Θεοδώρου τοῦ Τηλεκλέος Σαμίου. „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten „Stein, welcher ein Werk des Theodo„rus war.„ Ich verstehe, in so fern er

gefaßt

versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgestellet wird. Dieses war mit Edelsteinen besezt, unter welchen sich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen andern nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luxus in diesen Kostbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates, gestiegen.

gefaßt war; nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Kuhnius (*) und andere sagen, daß σφραγις nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben so wohl einen Ring mit einem blossen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich: (**) ὑτο σφραγιδας) τὑς ἐπισημὑς δακτυλιὑς ὠνομαζων, τὑς τα σημαντρα, ἠ λιθὑς ἐν αὐτοις ἐχοντας. und beym Theophrast heissen σφραγιδια durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

In-

(*) Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod signa quædam habebant insculpta in gemmis In Indice ad Ael. Hist. var.

(**) Lib. V. segm. 100

Indeß ist es auch nicht zu leugnen, daß σφραγις öfters im engern Verstande das ἐκμαγειον, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geschnitten ist, und sich in dem Wachse abdrückt. Ja, eben diese Zweydeutigkeit scheinet mir die Ursache zu seyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bey dem Herodotus σφρηγις σμαραγδε λιθε ἐεσα heißt, heißt bey dem Pausanias (*) ἐπι τε λιθε της σμαραγδε σφραγις: und man mußte sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieser Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden,

(*) Libr. VIII. p. 629. Edit. Kuh.

den; zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen. (*) Er sagt: Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniæ ætate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelstein des Poly„krates war völlig unverletzt: und erst zu „den Zeiten des Ismenias, viele Jahr „nachher, zeigt es sich, daß man auch in „Smaragd geschnitten.„ Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates, war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeital-

ter

(*) Libr. XXXVII. Sect. 4.

ter dieses Künstlers nur nicht überhaupt so sehr unrichtig bestellt hätte. „In „Erzt, (*) sagt er, müßte man in Italien „weit eher als in Griechenland gearbeitet „haben, wenn man dem Pausanias fol- „gen wollte. Dieser macht die ersten „Künstler in dieser Art Bildhauerey, „einen Rhöcus und Theodorus aus Sa- „mos, namhaft. Dieser letzte hatte den „berühmten Stein des Polykrates ge- „schnitten, welcher zur Zeit des Crösus, „also etwa um die sechzigste Olympias, „Herr von der Insel Samos war. Die „Scribenten der römischen Geschichte „aber berichten, daß bereits Romulus „seine Statue, von dem Siege gekrönt, „auf einem Wagen mit vier Pferden, alles „von Erzt, setzen lassen, u. s. w. „

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geschnitten, weil er die große Vase von Silber gearbeitet hatte, wel- che Crösus in den Tempel zu Delphi schenk-

(*) Geschichte der Kunst. S. 16.

schenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus gewesen. Crösus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: Plasticen invenisse Rhoecum & Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulsas. Diese Vertreibung der Bacchiaden geschahe durch den Cypselus, um die dreyzigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer gesiegelt; (*) und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnit-

(*) Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

geschnitten. Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von blossem Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch ist. Denn in dieser ist nicht von blossen Siegelringen, sondern von Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese aufgekommen.

Drey und zwanzigster Brief.

Zum Beweise, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verschwendung und Wollust äusserst ergebenes Volk bekannt

kannt gewesen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringste von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὃς τὶς ἀυτων ἐυτελέςατος σφραγιδας ἐιχε δεκα μνων; und setzt hinzu: παρην δε θαυμαζεθαι καὶ τȣς διαγλυφοντας τȣς δακτυλιȣς; „denn man hatte Ursache die, welche die Ringe gestochen „hatten, zu bewundern.„

Aber hier muß man den Zusatz des Aelians, von dem Zeugniß des Eupolis unterscheiden. Es ist blos die Auslegung des Aelians, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn σφραγιδες, wie schon erinnert, heissen nicht eben nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hiessen, so ist darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das mehreste gekostet.

Ich

Ich weiß wohl, auch Christ (*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und sechs und sechzig Thaler itzigen Geldes; und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zei-

(*) Comment. Lipſ. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Christ die Worte des Aelians daselbst anführt, so sagt er: Hæc autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, ſuper moribus Cyrenenſium. Aelian aber citirt den Eupolis blos ἐν τῳ Μαρικᾳ; und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii ſuper moribus Cyrenenſium machen können?

Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchen eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldenen Denare bezahlen, ob er gleich gern sechse dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechs und sechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er blos von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht blos besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt, ist von Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu

setzen!

setzen! (*) Nec deinde alia, quae traditur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: praeterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: & cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmae dignitati. Ismenias erfährt, daß in Cypern ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sey; geschwind schickt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besitzer läßt sich handeln; Ismenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt seyn sollte, ist er vielmehr ärgerlich. Der Stein, sagt er

(*) Lib. XXXVII. sect. 3.

er zu dem Unterhändler, ist nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, & cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bey duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwey Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem sagt er, puduit tanti æstimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben so hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es „sey in Cyprus ein Smaragd für sechs „goldene Denare feil geboten worden, in „welchem die Ammymone eingegraben war, „und er habe das Geld dafür bezahlen „lassen: als man ihm nachher zwey dafür brachte, habe er gesagt, u. s. w.„ Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wiederbekam; was er erst gegeben

geben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen Steine, gleich zwey geben können, da es kein blosser, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes (*), welcher den Sokrates über-

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch muß er ein „schlechter Mensch seyn, sonst wäre er „kein so guter Flötenspieler.„ Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst

überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen der neunzigste Olympiade geblühet.

einst bey einem Gastmahle jemand zu ihm sagte; Singe: so antwortete er ihm; Und du, blase mir. Ειποντος αὐτῳ τινος παρα ποτον, ᾀσον, Συ μοι, φησιν, αὐλησον. Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bey den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unflätige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Haße des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Mögkichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unabläßige Uebung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn: ich betrachte itzt nur das Urtheil des Antisthenes, als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum Sokra

het. Ohngefehr in eben diese Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher

Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bey Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommner Meister war, nicht viel älter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95 Olympias; Man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bey dem Plutarch (Αποφθ. Βασ. και Στρ. Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: Ισμηνιαν, τον ἄριστον αὐλητην, λαβων αἰχμαλωτον, ἐκελευσεν αὐλησαι. θαυμαζοντων δε των ἄλλων, αὐτος ὤμοσεν ἥδιον ἀκουειν του ἵππου χρεμετιζοντος. „Atheas, oder wie ihn „Plu-

cher Aelian sein obiges Zeugniß von der Verschwendung der Tyrender entlehnte.

Denn

Plutarch schreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die andern sehr bewundert, habe Atheas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sey ihm weit angenehmer. Dieser Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieser Krieg fällt in die 110 Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sey? wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Kriege gezogen seyn. Er lebte und lehrte zu Athen; wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flötenspieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz andrer Ismenias gewesen seyn; oder dieser

Name

Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter seinem Marikas den Hyper=

Name ist selbst bey dem Plutarch verschrieben. Ich glaube das letztere. Denn obschon Plutarch das nehmliche Histörchen noch an zwey andern Orten seiner Schriften wiederhohlt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung Οτι ὀυδε ζην ἐστιν ἡδεως κατ' Επικουρον p. m. 2010. und das anderemal in der zweyten Rede περι της Αλεξανδρου τυχης ἡ ἀρετης p. m. 595.) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden Ισμηνιας gelesen wird: so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften so gelesen haben, und man in verschiedenen Αμεινιας anstatt Ισμηνιας findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen, allein aus den von mir angeführten Gründen, hät=

Hyperbolus verstanden habe, welcher in der zwey und neunzigsten Olympiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieser Synchronismus leitet zu verschiedne Schlüssen in der Geschichte der ältesten Kunst.

Als in Griechenland die geschnittenen und ungeschnittenen Steine nur erst ein eitler aber fast unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenspieler waren; als ein Ismenias von Athen bis nach Cypern schickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für sich kaufen zu lassen: waren sie in Ländern von Afrika schon so gemein, daß der geringste Cyrenäer keinen schlechtern, als für zehn Minen, zu tra-

hätte er vielmehr gerade das Gegentheil rathen sollen. Auch Xylander schreibet in seiner lateinischen Uebersetzung der Denksprüche Ameinias anstatt Ismenias; und Aminias ist endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Nahme.

(*) Thucyd. lib. VIII. §. 13.

tragen pflegte. Zu den Cerynäern war die Kunst ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunst aus diesem ihrem Geburtslande gegen Afrika, wissen wir sonst wenig oder nichts.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der acht und neun und siebzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekannter, als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzler Personen werden können. Ich erinnere mich aus den Thucydides, (*) daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese, wel-

(*) Lib. I. §. 110.

welche von der Pracht und Verschwendung der Cyrenäer so viel Aufhebens machten, daß die Komödienschreiber noch verschiedne Jahre nachher darauf anspielten.

Aus der Anmerkung des Plinius (*), daß die Eitelkeit, sich mit vielen glänzenden Steinen zu schmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenspielern eigen gewesen, glaube ich eine Stelle des Aristophanes (**) besser zu verstehen, als sie von alten und neuen Auslegern verstanden worden. Wenn nehmlich Sokrates den Strepsiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht

(*) His (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicæ artis hac quoque ostentatione conferentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis aduersus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, vt palam sit eos tibicium gloria tumere. l. c.

(**) Nub. v. 331.

macht er ihm eine Menge Personen namhaft, die alle durch sie lebten; Sophisten, Wahrsager, Aerzte, Σφραγιδονυχαργοκομητας u. s. w. Dieses Wort bedeutet, nach seiner Zusammensetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weissen Nägel mit Steinringen bestecken: und man hat nichts als ἀσωτȣς, Weichlinge darunter verstanden; wie es denn auch die Dacier blos durch Effeminés übersetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windigte, bettiegerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstechen wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, sich die Griechen der geschnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem

Ari-

Aristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in seinen Thesmophoriazusen (*) dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

—θριπηδεςʼ ἐχειν σφραγιδια
Εξαψαμενȣς. —

Vordem hätten die Männer sich nur ganz schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn sie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten sich, für ein sehr weniges, dergleichen können nachmachen lassen;

Προτȣ μεν ȣ̓ν ἠν αλλʼ ὑποιξαι την
θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολȣ—

aber der verwünschte Euripides sey es, der ihnen die Laconischen Schlüssel mit drey Zacken, und die σφραγιδια θριπηδεςα bekannt gemacht habe. Wirkliches

(*) v. 435. 36.

ches von Würmern gefressenes Holz, dergleichen man sich in den allerersten Zeiten zu Siegeln soll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verstehen seyn. Es müssen also entweder Steine verstanden werden, die nach Art eines solchen Holzes geschnitten waren; oder das θριπη-δεστα ist blos figürlich von der so besondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß sie eher von Würmern hinein genagt, als von Menschen hinein gearbeitet scheinen sollten. In beiden Fällen erhellet so viel, daß der Gebrauch mit geschnittenen Steinen zu siegeln, unter den Griechen damals noch sehr neu gewesen, weil ihn sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier

Vier und zwanzigster Brief.

Wir haben, über die Nachsuchung, zu welcher Zeit die Kunst in Stein zu schneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Kloß ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine, als Edelsteine, unterhalten.

Wenn Hr. Kloß aus dem Mariette anführt, daß sich so gar schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeiget, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „aber „dieses scheinet mir selten geschehen zu „seyn, am seltesten mit dem Rubin, we„gen seiner Härte und grossem Werthe.„

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst; zwar bey Hr. Klotzen soll-

te sie sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geschnittenen Steinen so sehr übertrieben, und so sehr wider den vermeinten neuern Geschmack an blossen Steinen gepredigt hatte, „die ungeheure Summen kosten, oh„ne daß die Erfindung oder Arbeit des „Steinschneiders sich auf eine Art daran „gezeigt hätte, die uns unterrichten oder „ergötzen könnte.„ Denn bey einem solchen Eifer für das Schöne der Kunst, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu kostbar, und dem Künstler keiner zu hart seyn müssen. Doch in diese Inconsequenz mußte Hr. Kloß fallen: also nichts weiter davon!

Nur hätte er sich die Ungereimtheit der andern Hälfte seines Zusatzes ersparen können: „am seltensten mit dem Rubin, „wegen seine Härte und grossem Werthe.„ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechseln; das heißt sich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung,

die

die wir itzt den Edelsteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, schlechterdings nicht wissen, was jeder wissen kann, der seinen Plinius fleißiger gelesen, als Hr. Klotz.

Wenn nehmlich gleich itziger Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet; so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. Tertia auctoritas, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis. (*) Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am aller seltensten in den letztern, und nicht in den erstern, dürften gethan haben; denn nicht

(*) XXXVII. sect. 16.

nicht den Rubin, sondern den Smaragd setzten sie, unter andern Ursachen, auch wegen seiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, sagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen, scheinen ihm nur wenig bekannt gewesen zu seyn, und weder die Griechen wissen von ihrem Ανθραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu sagen, was dem Smaragde im geringsten den Vorzug streitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieses: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, sondern es war auch sogar verbothen, ihn zu schneiden, wegen seiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieses lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. (*) Ich

(*) l. c.

Ich weiß zwar wohl, was Goguet (*) gegen dieses Vorgeben erinnert; „Man „begreift nicht, sagt er, worauf sich „Plinius gründet, wenn er anmerkt, „daß es überhaupt nicht erlaubt gewesen, „in Smaragd zu schneiden. Die alte „Geschichte belehrt uns von dem Gegen„theile. Der Ring, welchen Polykra„tes ins Meer warf, und der in dem „Bauche eines Fisches wiedergefunden „ward, war ein Smaragd, den Theo„dorus, ein berühmter Künstler des Al„terthums, geschnitten hatte. Desglei„chen meldet Theophrast, daß viele Leu„te die Gewohnheit gehabt, Siegel von „Smaragd zu führen, um sich durch ih„ren Anblick das Gesicht zu stärken. Ja, „Plinius selbst hatte verschiedene Bey„spielen von dergleichen geschnittenen „Steinen vor sich.

Doch

(*) De l'Origine des Loix, des Arts &c. Tom. I. Part. II. p. 238.

Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Das erste glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sey ein positives, wirklich niedergeschriebenes und unter einer gewissen fest gesetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Dergleichen läßt sich kaum denken: und wo wäre es gewesen? Es hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft seyn können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber stillschweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die Sache selbst verboth. Denn, da man den Smaragd nur seines lieblichen Anblicks wegen suchte, seiner Farbe wegen, welche das Auge so angenehm füllet, ohne es zu sättigen; so konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn seyn, seine Convolut

durch

durch die Kunst zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen seiner Bestandtheile, und alles was dieses verminderte, mußte nothwendig auch seinen Werth vermindern. Wer hätte also Lust haben können, ihn zu schneiden, da er ungeschnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch so künstlich geschnitten?

Sollte indeß, was auf diese Weise unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben seyn? Wer kann sich das vorstellen? Vielmehr haben deren aus eben der Ursache, welche das allgemeine Gesetz veranlaßte, von dem sie die Ausnahmen sind, entspringen können und müssen. Die Ursache, warum man den Smaragd nicht schnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künstler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte,

hätte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schnelden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzeln Beyspiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt sich bey jedem noch etwas ins besondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für eine Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittener gewesen.

Das

Das Zeugniß des Theophrast (*) beweiset vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sey, sagt blos: διο και τα σφραγιδια φορȣσιν εξ αυτης, ωστε βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Ismenias in Cypern kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals scalpi etiam smaragdos solitos. „Man schnitt damals auch sogar „Smaragde.„ Das etiam ist deutlich mit Beziehung auf das streitige Verboth gesagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunst, die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hän-

(*) Seite 62. der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

Hände kamen. Das Verboth, oder die stillschweigende Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht mit der Kunst zugleich entstanden seyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus gesetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sey: und so nach widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätiget.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer geringern Gattung sind,

sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meisten dürften vielleicht das seyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, sagt Hr. Winkelmann, (*) ist die Mutter oder die äussere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht streitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymologische Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde sich sehr irren, wenn man es für das Griechische πλασμα halten wollte. Es ist weiter nichts, als das sanfter ausgesprochene Prasma; denn Zanetti, (**) und andere, schreiben allezeit Prasma, anstatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwey verschiedenen Steinen. (***) Er ist auch ganz

(*) Anmerk. zu der Gesch. der K. S. 18.
(**) Dactyl. Zanett. p. 17.
(***) Daktyl. Erstes Tausend Nr. 178. und zweytes Tausend. Nr. 391.

ganz falsch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich gesprengten Hornstein verstünden. Weder einen Hornstein, noch weniger einen gräulich gesprengten! vielleicht zwar, daß das letztere blos bey Hr. Lipperten verdruckt ist, und es anstatt gräulich, grünlich heissen soll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein seyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem dritten Orte, Pras (*). Denn kurtz, Plasma und Prasma und Pras ist alles eins.

Aber wie das? Alle drey sind nichts als der Prasius, oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwischt, in ward für m gelesen, und so entstand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutsche itzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präsem (**) aus dem Gebrauche gekommen.

Die

(*) Ebendas. Erstes Tausend, Nr. 270.

(**) Boetius de Boot ex recens. Adriani Toll. p. 208.

Die Griechen und Römer scheinen, unter Prasius oder Prasites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendig einige geben mußte, welche dem schönen Grüne des Smaragds näher kamen: so machten die neuern Steinkenner für sie den zusammengesetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräsen, welches im lateinischen Smaragdoprasius heissen muß, und keinesweges vom Gori(*) durch Prasma Smaragdinea hätte übersetzt werden sollen. Denn das heißt Verstümmlungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häuffen.

Die Alten kannten so vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man Sma-

(*) Dactyl. Zanett. l. c.

Smaragd nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd seyn. Denn da es Plinius ausdrücklich sagt, daß dieser nicht geschnitten worden, so kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte sich Plinius so etwas können in den Kopf setzen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bey ihm, der dieses Vorgeben bestätiget. Diesen nehmlich, daß die Smaragde meistens hohl geschliffen wurden; (* iidem plerumque & concavi, vt visum colligant: eine Form, welche sie zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder converen Form der alten Gemmen, einmal in einem besondern Briefe; wo es sich zeigen wird, daß die

(*) Lib. XXXVII. sect. 16.

die Meinung des Salmasius, (*) welcher das Verboth die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einschränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigster Brief.

„Selten, setzt Hr. Klotz hinzu, sind „ auch ihre Werke in Sapphir.„

Was für einen Sapphir meinet er? Den Sapphir der Alten, oder unsern? Denn er wird wissen, daß dieses zwey ganz verschiedne Steine sind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem scalpturæ, intervenientibus crystallinis cen-

(*) Ad Solinum p. 196.

centris. (*) Ueber diesen aber wird noch gestritten, ob er den Alten überhaupt bekannt gewesen. Und kannten sie ihn ja, so kannten sie ihn doch nur als eine Art des Amethysts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hatte; und wenn sie ihn schnitten, so geschah es mehr von ungefähr, als in der Meinung einen kostbaren Stein zu schneiden.

„Am häuffigsten, fährt Hr. Klotz „fort, brauchten sie zu hohl gegrabenen „Werken den Carneol oder Agat, von „einer Farbe, so wie sie sich bey erhobnen „Werken der verschiednen Agatonyche „und Sardonyche bedienten.„

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen? Warum schreibt Hr. Klotz beständig Agat? Der Stein, und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein χ; und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer schischenden Aussprache des ch, dies-

ses

(*) Lib. XXXVII. sect. 39.

ses χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Kloß thut, ist also ein Beweis, mit welcher Oscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Oscitanz schreibt er Berill und Amethist, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Kloß in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen: so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Agaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfärbige Steine.

Πολλα μεν ἐν ρεα γ᾽ ἐςιν ἀχατυ
χρωματ᾽ ἰδεσϑαι. (*)

Nur nach der unter diesen verschiednen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe, bekam er verschiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt, (**) quæ unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmasius hat sehr richtig angemerkt, (***) daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heissen sollte, mußte Streife oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige Maße

(*) Orpheus de Lapidibus. v. 103.
(**) Lib. c. sect. 54.
(***) Ad Solinum p. 135.

Maße des Steines war; und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Classen mehr nach den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind es, welche den Namen Achat zu einem Geschlechtsnamen gemacht haben, unter welchem sie alle durchsichtigere Hornsteine begreiffen, sie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber sich mit diesen ausdrücken wollen: so hätte er bedenken müssen, daß so nach, der Carneol selbst mit zu den Achaten gehöret. Er hätte nicht sagen müssen, daß die Alten zu hohlgegrabenen Werken am häuffigsten „den Carneol und Achat von einer Farbe„ gebraucht: denn wer wird erst eine einzelne Art nennen, und dann das Geschlecht? Sondern er hätte sagen müssen, daß sie gemeiniglich Achate von einer Farbe, und unter diesen am häuffigsten den Carneol

dazu

dazu gebraucht haben, in so fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verstehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Kloß, ist eine sehr ungelehrte Kenntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen der verschiednen Daktyliotheken, und besonders der Lippertschen, zusammengestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht oft aufgeheftet! Was für Monstra von Namen, kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatonyx, dessen sich, nach Hr. Klotzen, die Alten zu erhobnen Werken verschiedentlich sollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bey den Alten ganz unerhört, und selbst die spätern Schriftsteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie alle heissen, kennen ihn nicht; so

so daß er aus einer ganz neuen Hecke seyn muß. Aber was sollen wir uns dabey denken? Es läßt sich schlechterdings nichts dabey denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwittergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammen setzen? Blos die reguläre Lage der farbigen Streiffe, macht den Achat zum Onyx; und ich verstehe nicht, wie diese Streiffe zugleich regulär und auch nicht regulär seyn können. Ganz anders ist es mit dem Sardonyx: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streiffe von der Farbe des Sarders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discußionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck

eines

eines Kopfes beybringt, der in einen Diamant geschnitten seyn soll: (*) „so haben „wir, nach dem Hrn. Kloz, nun nicht „mehr nöthig, uns auf blosse Muthmaß„sungen zu verlassen, daß die Alten in „Diamant gegraben haben.„ (**) Durch diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillschweigen gebracht. Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieser Diamant! Was für eine Kostbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt wor-

(*) Zweytes Tausend. Nr. 387.
(**) S. 42.

worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyst, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, so viel von dem wahren Glanze und Wässer des Diamants haben, daß der erfahrenste Juwelier damit betrogen werden kann? (*) Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers seyn? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist?

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreifen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diaman-

(*) S. Hills Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.

[illegible] gehabt: so wäre es eine grosse Einfalt, jemanden in der Welt, er sey wer er wolle, auf sein blosses Wort zu glauben, daß sich da oder dort ein solcher alter Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigster Brief.

Aber Hr. Kloß hat sich eine zu gute Entschuldigung ausgespart, warum er so [illegible] und verwirrte Kenntniße von Edelsteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieser Materie verweilen darf.

Er sagt nehmlich, (*) „daß in Ansehung der Benennungen, welche die alten Schriftsteller den Edelsteinen beygelegt haben, eine grosse Dunkelheit herrsche.

Die

(*) S. 44.

die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein sie hätten ganz andere Steine damit beschenkt, als die Alten.„

Das ist nun zwar sehr selten geschehen, und es ist in diesem Theile der natürlichen Geschichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entstanden, daß man anstatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit seinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehedem nicht zugekommen, übertragen. Doch bey dem allen, es mag so seyn: wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versteht, daß man wissen kann.

Und so giengen wir weiter, und kamen auf die mechanische Ausübung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber er sagt gar nichts davon: und das ist freylich sehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in

dem

dem Folgenden allen seinen Lesern verständ-
lich zu seyn.

Hr. Kloz schreibt: (*) „die neue Ent-
„deckung von dem Steinschneiden der Al-
„ten darf hier nicht wohl übergangen wer-
„den, welche Christ glaubte gemacht zu
„haben. Er überredete sich, daß die
„Alten mit Diamant allein geschnitten
„hätten, ohne sich des Rades dabey zu
„bedienen.„—

Alles was Hr. Kloz wider diese Mei-
nung sagt, hat er Hr. Lipperten abge-
borgt; nur das dieser gerechter gegen Chri-
sten ist. Hr. Lippert schreibt blos, Christ,
(den er, wie ich sehe, gar nicht einmal
nennt (**) habe geglaubt, „daß man vor
„Alters a u ch mit dem Diamant allein ge-
„schnitten habe.„ Auch! das wäre noch eher
recht. Aber Hr. Kloz läßt dieses A u ch
aus, und stellt uns folglich Christen als den
Mann vor, der es überhaupt nicht Wort

haben

(*) S. 45.
(**) Vorrede zur Daktyl. S. XXX.

Das war Christs Meinung: und diese Meinung nennt Hr. Kloß gerade zu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieses glaubt, fährt er fort, „muß niemals in Stein haben schneiden „sehen, muß auch die Natur und Ge„stalte der Diamante gar nicht kennen. „Wie stellt er sich wohl vor, daß der „Diamant gefaßt werden könne, um die „kleinen Tiefen auszugraben? oder wie „glaubt er, daß man die kleinen Dia„mantkörner mit einer so grossen Spitze, „als hierzu erfordert wird, versehen kön„nen? Was muß er für Begriffe von „der Grösse und Kostbarkeit der Dia„mante haben, wenn er sich einbildet, „daß man grosse Diamante so spitzig „zuschleifen könne, als diese Arbeit er„fodert?

sertim Aegyptiæ, arrosæ tantum hactenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. ibid.

„fodert? Kurz, die ganze Sache ist un„möglich, und wenn Christ oder andere „sich in den Werkstätten umgesehen hät„ten, so würden sie niemals diese Mei„nung behauptet haben.„

Im Vorbeygehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werkstätten mehr umgesehen, als Herr Kloß. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Hr. Kloß gegen Christs Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Kloß drückt sie nach seiner Art aus: das ist, er mischt ein wenig Nonsens mit unter. — Er fragt z. E. „wie „glaubte Christ, daß man die kleinen „Diamantkörner mit einer so grossen Spi„tze, als hierzu erfordert wird, versehen „könne?„ Freylich müßte Christ ein sehr lächerlicher Mann gewesen seyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit grossen Spitzen verse-

hen

hen könne. Lippert hat so seltsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten besorgt, daß ihn sein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unsinn, der „aus einer verderbten Einbildungskraft, „und aus grober Unwissenheit von den „Möglichkeiten und den Vortheilen, die „zu dieser Kunst gehören, entstanden ist.“ Denn diesen Unsinn dichtet sich Hr. Lippert, zum größten Theil, selbst. Christ verstand unter dem mucrone adamantino eben so wenig Diamantkörner, als grössere spitzig zugeschliffene Diamante: sondern spitze Splitter von zerschlagnen Diamanten. Die Möglichkeit solcher Splitter giebt Hr. Lippert selbst zu: und er ist nur verlegen, wie sie gehörig zu fassen. —

Doch man wird sagen: ist einem Künstler nicht in seiner Kunst zu glauben? Thut Hr. Kloß also nicht besser, daß er

Hr.

Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Christen halten will?

Nein; es ist nicht Christ, an den ich mich halte: auch bey mir gilt der Künstler in seiner Kunst alles. Aber ein Künstler, macht nicht alle aus: und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frey stehen, sich auf die Seite des einen oder des andern zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

Kurz; Natter ist es, der mich kühn genug macht, an den Aussprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen; denn Christ, wie ich schon gesagt,

sagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will; wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherley chimärischen Begriffen verwahret hat, die wir uns sonst von dem Verfahren der alten Artisten machen könnten.

Aber, dieses den Alten vindicirten Rades ohngeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantspitze so weit herabgesetzt, als ihn Hr. Klotz herabsetzt? „Allerdings, sagt Hr. Klotz, braucht „man die Diamantspitze, aber alsdenn „erst, wenn durch das Rad das Gehörige verrichtet ist. Nehmlich; man kann „mit dieser eingefaßten Diamantspitze, „wovon das Werkzeug beym Mariette „abgebildet ist, die vom Rade noch übrig „gebliebnen groben und nicht zart genug „verarbeiteten Partien sanfter und verlauffend machen.„

Wer hat dem Hrn. Kloß das gesagt? In wie vielen Werkstätten hat er es gesehn, daß man die Diamantspitze nur dazu brauche? — Ich will ihm seine Widerlegung beym Natter, fast auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetrurischen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantspitze ausgegraben zu seyn scheinen? (*)

Schließt nicht Natter, daß verschiednes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen? (**) — Nicht so leicht, nicht so kühn: aber doch zu machen. Er-

(*) Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, & les musches sont trop creusés & paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

(**) Il paroit aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil

Erkennet nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, so wie an dem einen alles mit dem Rade geschnitten sey, so sey an dem andern das meiste mit der Diamantspitze gefertiget? (*) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspitze die eigene Manier bestanden, welche der Meister des zweyten gehabt?

Aeussert sich nicht Natter von seinem Faune, auf einem ausserordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem so eingeschränkten Raume, er nothwendig glauben müsse, der Artist habe sich meistens der Diamantspitze

Outil peu taillant, car on n'auroit pu l'executer avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

(*) Car celui-ci a réglé son dessein sur sa maniere particuliere de graver, c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 21.

spitze dabey bedient? (*) Und was ist das viel anders, als was Christ von dergleichen kleinen Steinen überhaupt sagt? (**)

Alles das endlich zusammen genommen: ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze an den alten Werken erkennet, als Hr. Kloß einräumen will? daß er eben denselben daran erkennet, welchen

(*) Cette piece est estimable par sa beauté, et par la correction du dessein, dans un espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il soit, & que l'on est forcê d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage & les cheveux; car il est plus facile d' y reussir de cette façon-la qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(**) Siehe oben S. 207. Note *.

chen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excevandi sic posuisse etiam? (*)

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterschen Werke, die ohnstreitig unter allen neuern Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Natter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach dem,

(*) l. c. p. 339.

dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christs Meinung seyn mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klotz desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will: ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die itzt so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittnen Steine, zusammen gelesen haben!

Acht und zwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christs angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klotz weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptete, Plinius sey von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben.

„Freylich, fügt Hr. Klotz hinzu, (*) „wird diese Kühnheit diejenigen beleidigen müssen, welche in den alten Schrift„stellern keine Fehler finden wollen, und „ehe sie diese zugeben, lieber auf Unko„sten

(*) S. 51.

„sten ihrer eignen Ehre die seltsamsten
„Erklärungen und Vertheidigungen un-
„ternehmen. Aber unpartheyische Kunst-
„richter, welche sich überzeugt halten,
„daß man an jemand Fehler finden, und
„seine Einsichten und Verdienste doch zu-
„gleich hochschätzen könne, werden wider
„diese Muthmassung desto weniger auf-
„gebracht werden, je mehr sie Bewe-
„gungsgründe, ein solches Urtheil zu
„fällen, und Entschuldigungen für den,
„welcher es ausspricht, auch bey dem
„Plinius, dessen grosse Gelehrsamkeit
„sie übrigens mit Recht verehren, ge-
„funden haben.„

Geschwätz, das nur abzielen kann,
nähern Untersuchungen vorzubauen! Die
alten Schriftsteller haben fehlen können;
aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich
gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese
blosse Möglichkeit. Besonders, wenn
der vermeinte Fehler Sachen betrift, die
ihnen alle Tage vor Augen gewesen.

Bey

Bey der unzählichen Menge von Steinen, bey dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die sich bey den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: sollte Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigene Worte beweisen? — Das sagt Hr. Kloß, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund. —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt blos, bey Gelegenheit der Steine, bey Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdenn noch nicht entscheiden könnte; weil er, wie gesagt, nur gelegentlich von der

Sache

Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meisten Streit veranlasset.

Plinius redet von dem Diamante, von der ausserordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel über diese Härte dennoch zu siegen, und fügt hinzu: (*) cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut ceri vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Diese Stelle, sagt Hr. Kloß, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspitze gearbeitet. Ich habe erwie-

(*) Lib. XXXVII. sect. 15.

da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Hr. Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubet, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe.

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Isidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können; wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will.

Und warum soll es, warum kann es denn nicht bey dem Verstande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum soll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantspitze aus dieser Stelle verdrengt werden.

Hr.

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamantspitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten: würde sie denn ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sey, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splitter von zerschlagenen Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie gesagt: wenn die Diamantspitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum sollte Plinius diesen

Nutzen

Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat sie gar einen noch grössern, den Natter selbst, wie ich gezeigt habe, eingesteht: so begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeiten macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigster Brief.

Ich habe gesagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantspitze als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falsche Edelsteine zu erkennen, kömmt er auf die verschiedne Härte der wahren, und sagt: (*) tan-

(*) Libr. XXXVII. sect. 76.

tanta differentia est, ut aliæ ferro scalpi non possint, aliæ non nisi retuso, verum omnes adamente. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

Diese Stelle hat Hr. Kloß selbst angeführet; aber wie es scheint blos, um den kindischen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Hr. Kloß hat sehr recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen.

Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider blos mit der Diamantspitze gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr. Kloß sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb: Zwey Hälften machen ein Gan-

Ganzen. Dort gedenkt Plinius der Diamantspitze; hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz sey, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten gesagt, worinn sich Plinius auch hier geirret habe. „Auch „hier, sagt er, vermißt man eine genaue „und richtige Kenntniß der Steinschnei„derkunst.„ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug scheinet, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einsieht, was Plinius sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, ferro retuso, verstehet, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestätigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Toreutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses ἀντιστροφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren

Be-

Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Toreutik zuerkennen will.

Dreyßigster Brief.

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius von den verschiednen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelsteine gesäget und geschnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors sagt; (*) arena hoc fit, & ferro videtur fieri, serra in prætenui lima premente arenas, versandoque, tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Instrumenten des Rades.

(*) Lib. XXXVI. sect. 9.

Verstehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beschreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verstehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutschen Künstler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyzigsten Seite seines Vorberichts, neben der Büchse, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es ist, so viel ich sehen kann, die Bouterolle; nicht also das Rad, sondern nur eines von den Instrumenten, welche in das Rad gesetzt werden. Was ich das Rad nenne, scheinet er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das sind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiserne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie hervorbringen sollen, in das Rad gesetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen

gen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich selbst nicht schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu brauchet, dem Steine einreiben: arena hoc fit, & ferro videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das blosse Poliren seyn soll.

Nun lesen sie die Stelle des Plinius: (*) Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitæ. Vicere postea ex Armenia vectæ.

Nai-

(*) Lib. XXXVI. sect. 10.

Narium hieß also das Pulver, welches die alten Steinschneider Anfangs anstatt unsers Smirgels brauchten; und ward aus Cyprischem Schleifsteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armenischen Schleifsteine versertiget wurde.

Salmasius macht über diese Stelle einen trefflichen Wirrwar. Weil Plinius an einem andern Orte, (*) wo er die verschiednen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cyprischen Diamants gedenket: so soll jener Cyprische Diamant, und dieser Cyprische Schleifstein, aus welchem das Narium gemacht wurde, nur eins seyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den Cyprischen Schleifstein, wegen seiner Härte adamas genannt gefunden, so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sey Plinius verleitet worden, dort unter die

(*) Lib. XXVIII. sect. 15.

die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen blossen Schleifstein nenne. Hæc tam varie, setzt er hinzu, (*) quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, quæ apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmasius will von keinem Cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meinet, das soll de ære cyprio zu meinen seyn; (**) der Diamant, von dem Plinius sagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heissen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cyprischen Diamant genennt, das sey nichts als der Cyprische Schleifstein. Ueber den sonderbaren Mann! Wozu denn nun alle diese Verdrehungen? Kann denn

(*) Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.
(**) ibid. 1094.

denn nicht eben dieselbe Insel beides Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich blosse Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch itzt sind die Cyperschen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weis wohl, daß die Kenner diese Diamante nicht so recht für ächte wollen gelten lassen. Aber eben dieses macht es um so viel wahrscheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cyprischen Diamante des Plinius sind ihm von der schlechtern Gattung; weder so hart noch so klar, als die Aethiopischen, Arabischen und Macedonischen.

Ein

Ein und dreyßigster Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cyprischen Schiefer sprechen; (denn alle Schleif- und Probiersteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr besonderer Gebrauch giebt ihnen den besondern Namen:) und kam auf die Cyprischen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Salmasius zu widerlegen. Merken Sie unsere Weise? Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das meiste lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich; daß wir doch etwas besser wissen, als sie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit sie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit

Mit dem Meursius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht so bald fertig werden. Er sagt, das Naxium sey nicht von Cyprischen sondern von Cretischen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern schreiben wollen; denn nicht auf Cypern, sondern auf Creta liege ein Naxus. (*) Und es ist allerdings wahr, daß bey andern Schriftstellern, Naxischer Stein durch Schleifstein aus Creta erkläret wird. (**)

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen, (***) daß dieser Naxische Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er seinen Beynamen erhalten.

Doch

(*) Cypri lib. II. cap. 5.
(**) Id. Cretæ lib. I. cap. 12.
(***) Ad Plinii l. c.

des letztern, durch die Seltenheit und Kostbarkeit der Diamante; daher die wenigsten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden könnten, und also, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn sie mit jenem schneiden sollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das Rad, mit Diamantpulver bestrichen, weit geschwinder und schärfer schneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Ersparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künstlern machen will, (*) ihnen so nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der Schmirgel, wohl aber feiner; so daß es ihnen einen grossen Theil der Polirung ersparte.

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: so

(*) Vorb. der Dakt. S. 23.

so darf ich doch kühnlich leugnen, daß sie es zur Ausschleiffung geringerer Edelsteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der itzigen Kostbarkeit der Diamante sagen, was er will: so waren sie bey den Alten doch noch ungleich kostbarer; denn sie waren ungleich seltner. Die Alten wußten von keinen Brasilischen Diamanten, die so neuerlich Europa überschwemmet haben. Unsere Künstler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler machen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armenische Schieferpulver nennet. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig wer-

den

den, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denselben zuschreibt? Wo anderwärts? —

Zwey und dreyßigster Brief.

„Die Alten, sagt Hr. Kloz, (*) kannten die Kraft des Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und „sie bedienten sich, welches unleugbar „ist, desselben.„

Welches unleugbar ist! Warum wär es denn unleugbar? Weil es Hr. Kloz bey dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und

(*) S. 42.

Und warum giebt es Goguet dafür aus? (*)
„Weil es Plinius ausdrücklich sagt; und
„weil, wenn Plinius auch nichts sagte,
„die Meisterstücke der alten Steinschnei=
„derkunst, welche wir noch vor Augen
„haben, es deutlich genug zeigen wür=
„den.„

Aber diese Meisterstücke können das nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß sie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armenischen Schiefer=pulvers, oder eines jeden andern aus einem orientalischen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant,) eben so gut, ob=

(*) Il est constant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement; et quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, et que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoitre.

obschon nicht eben so geschwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugnisse des Plinius; in welcher Absicht sich Goguet auf zwey Stellen desselben beruft.

Die erste ist die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigsten Briefe bereits untersucht habe, und die von parvis crustis eines glücklich zerschlagnen Diamants redet, deren sich die Steinschneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwiesen, daß unter diesen crustis kein Staub, kein Pulver verstanden werden kann; sondern spitze schneidende Splitter zu verstehen sind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiset noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß sich alle feine Steine ohne Unterschied mit dem Diamante graben liessen: verum omnes adamante scalpi possunt. (*) Denn können hier nicht eben so wohl jene parvae

(*) Lib. XXXVII. sect. 76.

vae crustae des Diamahts, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub?

Besonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erstern Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun; indem er selbst bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem Werkzeuge des Rades blos angestrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius blos habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bey Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu dessem Behufe angeführet werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade heraussagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt. Denn

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man dessen Erwähnung finden wollen, seiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue mir, die eine sogar zu einem klaren Beweise gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius sagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe schon angemerkt, daß man auf das feliciter hier sehr schlecht geachtet. Man hat es so verstanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit sagen wollen, „wenn es sich glücklicher Weise „trift, daß man den Diamant zerschlägt.„ So hat es auch Goguet verstanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard

zard de pouvoir le rompre. Aber das ist falsch, das kann Plinius nicht haben sagen wollen; denn es war kein blosser glücklicher Zufall mehr, wenn sich der Diamant in Stücken schlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein sicheres Mittel, daß er in Stücken springen mußte; ob schon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte sagen, „wenn es sich „trift, daß er glücklich springt:„ nehmlich daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zersprang: es war ein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht gewußt haben, der Diamant lasse sich

durch

durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art seyn, von welcher es sey: sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künstler daran suchte. Aber das konnten sie nicht; und nur weil sie es nicht konnten, mußten sie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen lassen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin versichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieser meiner Auslegung am ersten beytreten. Denn nur durch sie fällt ein Einwurf wider seine Meinung, daß die Kunst die Diamante zu schleifen und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt gewesen sey, weg, den er zwar selbst berührt, auf den er aber nur sehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamant-

pul-

pulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugestehen zu müssen glaubt; wie kam es, daß sie es nicht an dem Diamante selbst versuchten? „Dieses scheint, antwortet Goguet, „allerdings schwer zu „begreiffen! gleichwohl i
„anders. Auch finden s
„Beyspiele von Schränk
„menschliche Geist gleichsa
„pfleget. Auf einmal bl
„wenn er eben dem Ziele
„kommen, und ihm noch kaum ein Schritt „fehlet, um es völlig zu erreichen.„

Es ist wahr, diese wunderbare Erfahrung hat man: Gleichwohl möchte ich mich doch so selten, als möglich, darauf berufen; eben, weil sie so wunderbar ist. Wenn wir ohne sie fertig werden können, desto besser. Und hier können wir es: die Alten versäumten das Diamantpulver an dem Diamante selbst zu versuchen, weil sie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.

Drey

Drey und dreyßigster Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürfen, weil die Diamante vor Alters noch weit seltner, weit kostbarer gewesen, als sie itziger Zeit sind: so würde man diesen Grund freylich um so viel mehr auch gegen die Diamantsplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten sie oft zerschlagen müssen, ehe sich einer, wie sie ihn brauchten, fand!

Plinius scheinet ihre Seltenheit durch das expetuntur a scalptoribus selbst anzudeuten. Sie waren so gemein nicht, daß sie jeder Artist leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche sich ohne sie behelfen mußten.

Aber

Aber was thaten diese? Mußten sie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermanglung des Diamants, fand sich ein andrer Stein, dessen Splitter das nehmliche verrichteten. Er sagt von dem Ostracitis: (*) duriori tanta inest vis, ut aliae gemmae scalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu sagen, was dieses für ein Stein gewesen, wie er itzt heisse, wo er zu finden; aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falsch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta: und dieses Wort kann eben so wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nehmliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwey verschiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet: zeiget, daß Pli-

(*) Lib. XXXVII. sect. 65.

Plinius seiner Sache hierinn sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, alles zusammen genommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinschneiderkunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiednen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspitze; er gedenkt anderer scharfen Steinsplitter, welche bey gewissen Steinen die Stelle der Diamantspitze vertreten können; er gedenkt verschiedener Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bey dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beyläufig

ihrer

ihrer erwähnet, indem er auf die Materialien kömmt, deren sie sich bedienet?

Und dennoch soll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will: mich hat er zu scheu gemacht, ihm irgend etwas auf sein blosses Wort zu glauben. —

Von ungefehr sehe ich eben itzt ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht schreibe. Ich sagte, er schreibe Agat, anstatt Achat, nach dem Franzosen oder Engländer, welcher seine Ursachen haben, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er schreibt nicht blos Agat, sondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben seine Kenntniß der Griechischen Sprache so vortreflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: so fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzose mit ch mache; aber

aber es fiel ihm ein, daß er oft das ch in ein blosses t verwandele, und dieses brachte ihm auf das Wörtlein ἀγαθος. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steines ab, und schrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, diese Ableitung einmal gegen den Theophrast und Plinius, weitläuftig zu erhärten. Wenn dieses ist: so will ich dem Hn. Kloß allenfalls ein Vorgänger nennen; den Andreas Baccius nämlich, welcher wie ich vermuthe auf eben diese Weise seine Kenntniß der Griechischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anstatt Achates, Agathes zu schreiben: und diese wichtige Neuerung war dem Herrn Kloß allein vorbehalten.

Vier

Vier und dreyßigster Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern gesagt, das er mit seinen Instrumenten und Handgriffen geheim gewesen?

Nicht blos auf das Werkzeug Parallellinien zu schneiden, das er zwar dem Hn. Guay mittheilte, aber dem ohngeachtet in seinem Werke weder mit stechen ließ noch sonst beschrib, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt sey.

Nicht blos darauf: sondern noch auf einen ganz andern Umstand. Aber gedulden Sie sich. Hr. Kloz hat uns Natters Leben versprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künstlers wird; wenn es keine bloße Zusammenstopplung topischer

scher und chronischer Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß seiner hinterlassenen Werke wird: so wird Hr. Kloß diesen Umstand nicht blos berühren, er wird sich weitläuftig darüber auslassen. Da werden wir sehen, wie bekannt er in den Werkstätten ist; wie offenherzig die Künstler gegen ihn gewesen!

Und Natter hatte nicht blos seine Geheimnisse. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hätten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Kloß von beiden diesen Punkten sagen wird! —

Ende des ersten Theils.

Briefe,

antiquarischen Inhalts:

Αγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα
ἀκουειν ἢ κτημα ἐς ἀει —

---

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey Friedrich Nikolai. 1769.

Fünf und dreyßigster Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was „gegen meine Deutung des so ge„nannten Borghesischen Fechters „zur Zeit noch erinnert worden, ist nicht „von der geringsten Erheblichkeit.„

Was besonders Herr Kloß dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler seyn. Ich schlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu scuto, nicht zusammen zu lesen, sie nicht zu übersetzen, mit gegen das Knie gestemmtem Schilde; sondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu besonders, und scuto besonders zu lesen. Hierwieder sagt Herr Kloß, ich weis selbst nicht was. Er räumet mir ein, daß man

(*) S. den ersten Theil dieser Briefe S. 103.

obniti in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmet: aber er versichert, daß man nicht sagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich: ich muß mich mit einem pro autoritate gesprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer beruffen, die auch ihr Bißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der

erste,

erste, der obnixo genu von scuto trennet. Unter andern muß es auch Stewechius so zu trennen, für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den Vegetius: (*) Chabrias, Atheniensium dux rei bellicæ peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare & excipere.

Aber Herr Kloz weis nicht, was obnixo genu heißen soll. Er fragt: quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das so recht gefragt ist: so muß sich das gute Latein zuweilen, von dem gesunden Menschen Verstande sehr weit entfernen. Denn obniti zeiget ohnstreitig eine Gegenwirkung an; das Bestreben eines Körpers, sich nicht aus dem Raume drengen zu

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

lassen, den er einmal einnimt. Es kömmt also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu; und man würde berechtiget seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fusses, welcher entgegen gestemmet wird. Ich habe keine Autores mit Erythräischen Registern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein & oder ein que haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. s. w. — Die meisten!

meisten! Hat sie Herr Kloß gezählt? Es sey: aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich blos und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Kloß noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deßelben würde deutlich genug zeigen, ob die angesetzte Hand anders seyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann sagt gar: der Arm. Und das wäre freylich schon mehr. Doch

auch so ist, aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu schliessen.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Kloß selbst. (*) Es soll

(*) Acta Litt. Vol. III pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego τo obnixus hoc sensu occurrere, & potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem „ab acie velim, sed obnixos vos sta„bili gradu impetum hostium ex„cipere„ (Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Klotzen, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo

soll mir lieb seyn; wenn Sie mir mehr Bindiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechs und dreyßigster Brief.

Aber ich habe ja den Borghesischen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs gegen

A 4

nixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verbum que non posset deesse, si τo scuto conjungi deberet cum τῳ hasta. Denique dextra manus statuæ, quæ projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

gegen meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Kloz selbst versichert, diese Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Göttingschen Anzeigen gefunden. (*)

Ey, über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur itzt erst, da ich diese Freundschaft nicht erwiedern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Kloz nun sagen, wenn er hört, daß der Göttingsche Gelehrte seinen Vorwurf zurück nimt, und bekennet, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles

zu

(*) Hamb. Corresp. Nummer 154. d. v. J.

zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borghese passen dürfte? Wird Herr Kloß sagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen: er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr so überzeugt, daß der Borghesische Fechter Chabrias ist, als ich es in meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen selbst gewissermaaßen irre gemacht. Denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borghesischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann

sagt: (*) „die ganze Figur ist vorwärts „geworffen, und ruhet auf dem linken „Schenkel, und das rechte Bein ist hin„terwärts auf das äusserste ausgestreckt„ Das aber ist nicht so: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht seyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannschen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns selbst veranlaßt haben. Wahr ists, der erste Blick, den ich auch in einem solchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworffen hätte, würde mich von diesem Fehler haben

(*) Geschichte der Kunst S. 395.

haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheinet; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch kömmt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt: (*) Sciendum præterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, & manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum

(*) De re milit. lib. I. c. 20.

rum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, & proximior dextra sit, quæ plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeusserungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor stehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müssen nachstossen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, so nahe zu seyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl

die

die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite, und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es itzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabey würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen: und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaaßen darf. Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmassung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen

süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechselung des Borghesischen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieser Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie beyliegendes Blatt.(**)

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten „der Winkelmannischen Monumenti „inediti in unsern Anzeigen unzufrieden, „daß er ihm Schuld giebt, als habe er „den Borghesischen Fechter mit dem soge„nannten Miles Veles im Museo Floren„tino verwechselt. Herr Lessing hat Recht; „der Recensent hätte allerdings dieses wenig-

(*) S. 102.

(**) Göttingsche Anzeige St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

„wenigstens durch ein, es scheinet, aus=
„drücken sollen. Herr Lessing lehnt auch
„wirklich einen solchen Verdacht auf eine
„nachdrückliche Weise von sich ab. Hier=
„zu kömmt in der That noch dieses, daß
„der Miles Veles den Schild eben so
„wenig vor sich an das Knie gestemmt
„hält, und daß also das obnixo genu
„scuto eben so wenig statt findet; obgleich
„sonst die Stellung eines Kriegers, der
„seinen Feind erwartet, und in=
„sonderheit das gebogene Knie, auf die
„beschriebene Stellung des Chabrias eher
„zu passen schien; in so fern man anneh=
„men kann, daß des Chabrias Soldaten
„den Schild auf die Erde angesetzt, ein
„Knie gebogen und daran gestemmet,
„und auf diese Weise ihre Kraft verdop=
„pelt haben. Eben diese Vorstellung
„hatte dem Recensenten Anlaß zu jener
„Vermuthung gegeben, welche freylich
„Herr Lessing mit Grunde von sich ab=
„weiset, und abweisen kann. Jene Stel=
lung

„lung läßt sich vielleicht auch eben so gut,
„und noch besser im Stehen denken, so
„daß der Soldat das Knie an den Schild
„anschließt, um dem andringenden Feinde
„mit Nachdruck zu widerstehen„ —

Das ist alles, was ich verlangen; das ist alles, was ich von einem rechtschaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es blos um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreiet: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben; die Sache mag noch so geringschätzig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechselt zu haben? — Freylich wäre es

für die Welt weniger als nichts: aber für den, der sich einer solchen Nachläßigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verschetzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand

Grund

Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müßen so viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüße, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da sehe jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borghesischen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir diesen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man

 sagt,

sagt, der Borghesische Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, sey nicht der Borghesische Fechter: so ist das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit suchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft gesprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie gesagt, es ist nicht geschehen; der Göttingsche Gelehrte hat auch gar nicht sagen wollen, daß es geschehen sey; nur Hr. Kloß hat, ohnstreitig aus eigner Erfahrung, einen solchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widersacher hat blos sagen wollen, daß meine Deutung besser auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, passen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheinet er nicht bestehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beschreibung des Nepos entspreche, in-

dem

dem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borghesischen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der stehende Stand des Borghesischen Fechters sich mit den Worten des Nepos eben so wohl zusammen räumen lasse, als der kniende des Miles Veles. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt blos umständlicher und genauer, warum diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentinischen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die an„dere von Hrn. Lessing vorgebrachte Mei„nung, daß der Borghesische Fechter „den Chabrias vorstellen solle, folgende „Schwierigkeiten übrig, welche der Re„censent damals freylich nicht beybringen „konnte. Nepos beschreibt die Stellung „der Soldaten des Chabrias so, daß sie „einen Angriff des eindringenden und an-

„prallenden Feindes haben aufhalten
„wollen: reliquam phalangem loco
„vetuit cedere, obnixoque genu
„scuto projectaque hasta impetum
„excipere hostium docuit. Der na-
„türliche Verstand der Worte scheinet
„der zu seyn, daß die Soldaten das Knie
„an den Schild anstemmen und so den
„Spieß vorwärts halten mußten, daß
„der Feind nicht einbrechen konnte. Diese
„Erklärung wird durch die beiden Paral-
„lelstellen im Diodor und Polyän, und
„durch die Lage der Sache mit den übri-
„gen Umständen selbst, bestätiget; denn
„der Angriff der Lacedemonier geschah
„gegen die auf einer Anhöhe gestellten
„Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer.
„Gr. V. 4. 50.) Hiermit scheinet der
„Borghesische Fechter nicht wohl überein
„zu kommen, dessen Stellung diese ist,
„daß er nicht sowohl den Angriff auf-
„hält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle
„begriffen ist; daß er den Kopf und die
„Augen

„Augen nicht vor: oder herabwärts, son„dern aufwärts richtet, und sich mit dem „aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, „das von oben herkömmt, zu verwahren „scheinet; wie nicht nur das Kupfer zei„get, sondern auch Hr. Lessing im Lao„koon selbst die Beschreibung mit Win„kelmanns Worten anführt. Herr L., „der diese Unähnlichkeiten gar wohl be„merkt hat, schlägt vor, die Stelle im „Nepos durch eine andere Interpunktion „der Stellung des Borghesischen Fech„ters näher zu bringen. Dem sey also: „aber auch dann wissen wir weder die „Stelle im Diodor und Polyän, noch „die Stellung beider Heere, noch das „loco vetuit cedere, das projecta „hasta, das imperum excipere ho„stium damit zu vereinigen. Doch „alles dieses muß Hr. L. nicht als Wi„derlegung, sondern als Schwierigkeiten „ansehen, die er in der Folge seiner Briefe „vielleicht aus dem Wege räumen wird.

 „Denn

„Denn sonst würden wir noch anführen,
„daß der ganze Körper des Borghesischen
„Fechters in unsern Augen den ganzen
„Wuchs und Bildung, die Haltung und
„Stellung eines Fechters, aber gar nicht
„das Ansehen eines atheniensischen Feld-
„herrn hat. Aber nach Kupfern läßt
„sich so etwas nicht beurtheilen, und hie-
„bey könnte die Vorstellungskraft sehr
„verschieden seyn. Noch müssen wir ge-
„denken, daß wir vor einiger Zeit in
„Hrn. Prof. Sachsens zu Utrecht Ab-
„handlung de Dea Angerona p. 7.
„den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26.
„n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias ver-
„glichen gefunden haben.„

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier
höre ich doch einen Mann, der mit Kennt-
niß der Sache spricht, der Gründe und
Gegengründe abzuwägen weiß, gegen
den man mit Ehren Unrecht haben
kann! — Erlauben Sie mir, die ganze
Stelle durchzugehen, und anzuzeigen,

was

was ich für mehr oder weniger schliessend, und was ich für völlig entscheidend darinn halte.

Der Göttingsche Gelehrte erkennet in der Borghesischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines atheniensischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen die „Ehre einer Statue unter den Griechen „wohl niemals wiederfahren sey, und daß „dieses Werk älter, als die Einführung „der Fechter unter den Griechen zu seyn „scheine.„ Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue ikonisch sey. Es war eine grössere Ehre bey den Griechen eine ikonische Statue zu erhalten, als eine blos idealische: (*) und Chabrias war der grössern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn dar-

(*) Laokoon S. 13.

an nicht suchen; sie ist nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; so ist ihm unser Fechter wie die Geschichte in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er siehet in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stehet, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beständig beschäftiget gewesen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender

oder gehorchender, als von einem abge-
richteten feilen Fechter sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheinet sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hin sehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er

zeigte

zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müßen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterey bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füsse des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, das er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreiffen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrach-

betrachtet haben, sich so mannigfaltig habe irren können: gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es bedauren, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenscheine ertheilet zu seyn, glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheinet sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehret seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage

dem

zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müßen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiteren bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füsse des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, das er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreiffen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrach-

betrachtet haben, sich so mannigfaltig habe irren können: gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es betauren, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenscheine ertheilet zu seyn, glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheinet sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehret seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage

dem

dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreiffende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedne Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studiret, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspuncte gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bey. (*) In der Sammlung des Maffei, ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch

der

(*) S. Taf. 1.

Tab I p.50.



der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

Ich habe es Winkelmannen zwar nachgeschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführet wird. Winkelmann aber scheinet einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke (*) sogar den Vorfall bestimmen zu können,

(*) Monumenti antichi & inediti, Tratt. prel. p. 94. & Ind. IV.

können, bey welchem dieses geschehen seyn: nehmlich bey einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellung, zu erklären. Denn nur bey dieser kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bey dieser kann er genöthiget seyn, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem blossen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zu:

Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stooß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingschen Gelehrten, dieses die schliessendere! „Der Soldat des Chabrias sollte den anprellenden Feind blos „abhalten; die Stellung des Borghesischen Fechters aber ist so, daß er nicht „sowohl den Angriff aufhält, als selbst „im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist: „folglich kann dieser nicht jener, jener „nicht dieser seyn.„ Sehr richtig; hierauf ist wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erkläret, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechs-

lung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

Acht und dreyßigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beide dürfen von dem Einzeln, so wie es existiret hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewähret.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthä-

tige

tige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es ungefehr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfre Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem min-

der zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterey, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweydeutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben sowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden; alle Hermenevtische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich

gleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateinischen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto so schwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους ausgedrücket werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben seyn? Unmöglich.

Nun findet sich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**) Beider Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, dem ich dem Nepos leihen konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner seyn.

Kurz: die Parallelstellen des Diodor und Polyän entscheiden alles, und entscheiden alles allein; obgleich der Göttingsche Gelehrte sie mehr unter seine Velites als Triarios zu ordnen scheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich sagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geschehen sey, und daß

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.

(**) Stret. lib. II. cap. 1. 2.

(***) Br. XIII. S. 103.

daß ich nur diese Einwendung erwarte, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.„

Ich nehme sie gänzlich zurück: der Borghesische Fechter mag meinetwegen nun immer der Borghesische Fechter bleiben; Chabrias soll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn betrift, weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tief gelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neun und dreyßigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sey? Daß ich

ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweydeutigkeit des lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey so laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indeß, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen: so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten.

Noch

Noch itzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn ist, gesehen habe; als daß ich endlich beym Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu suchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigstens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen? Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verschaffen können: wie wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewänne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Uebersetzer des Nepos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sich die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Göttingsche Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der

auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsetzet. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sachse annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu sehen meinet, welche das linke Schienbein vorsetzend, auf dem rechten Knie lieget, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hieran wohl Recht? — Wo ist ein Wort beym Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere, — τη ταξει μενοντας — μη

προ-

προδραμειν, αλλα μενειν ἡσυχει; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτειναμενους; 3) die Schilder gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — obnixo genu scuto — τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ἀσπιδας ἐς γονυ προσερεισαμενους. Da ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im geringsten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? Kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würde sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich

das

das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bey Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τυς πολεμιυς καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich wirklich durch diese καταφρονησιν abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchtsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darinn schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch itzt das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterey auf dem Knie empfängt. Dieser Fall ist ganz etwas anders. Das erste Glied befindet sich bey Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs

gegen

gegen die Erde gesteiften Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit gesenktem Bajonete auf sich anrücken siehet, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Trigrii bey den Römern. So lange die fordern Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knieen, wenn die fordern Treffen geschmissen waren, und der Streit nunmehr an sie kam. Sondern sodann richteten sie sich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre

Ver-

Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich blos gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quæ hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind blos festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollt ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Hrn. Sachsens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Ve-

les,

les, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingsche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufsuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht gekniet haben.

Was liesse sich gegen den Miles Veles nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:„ so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen

wesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellet, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von **bloßem** Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginensern, und andern Afrikanischen Völkern eigenthümlich. (*) Doch

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gestehet, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.„ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias sich nicht blos auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vor-

stellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ἐς γονυ προερειδεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Klotzen aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, (*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. (**) Die Grie-

(*) S. 103.

(**) „Linguet hätte die Steine betrach„ten sollen, auf welchen man den „dop-

Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen, ὄχανον und πόρπαξ; und ich meine, daß ὄχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will) πόρπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heissen kann. (*) An dem ὀχάνῳ blieb das

„doppelten Riemen am Schilde deut„lich sieht, durch den die Soldaten „den Arm steckten. Auf andern ist „nur eine dergleichen Handhabe zu „sehen. l. c.

(*) Lipsius (Anal. ad Milit. p. m. XVII.) hat sich von diesem Unterschiede nichts einfallen lassen, und ὄχανον und πόρπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeiget selbst die Stelle beym Svidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob πόρπαξ den Armriemen oder die Handhabe

Schild beständig fest: den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren lassen, und

ließ

habe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος. ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich sage also auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden. Sondern ich rede blos von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeinet seyn kann. Alsdann, sage ich, heisset ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er sagt, daß die ὀχανα der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man sie vorher blos mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn πορπακες,

Hand:

Ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieses scheinet Lip-

Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon seyn, um sie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden blos, daß es besser sey, die Schilde an dem Arme selbst zu befestigen, als um den Hals zu tragen. Οχανον und πορπαξ mußten in der Weite des Ellebogens bis zur geballten Hand aus einander stehen. Daher saß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieser gegen die Mitte desselben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und sich die Deckung desto weiter erstrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polster an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieser aber war öfters von Eisen, und gieng durch das Schild durch. Dem πορπαξ entspricht das Lateinische ansa, und Lipsius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer

sius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem grössern Schilde, welches die Triarii geführet, schliessen will, daß ihre Spiesse nicht allzulang könnten gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit einer Hand führen müssen. (*) Sie konnten die andere Hand

einer Stelle des Ammianus sagt: Unam ansam nominat; atqui duæ plerumque fuere in scuto grandiore. Denn diese Stelle selbst zeiget, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheissen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde blos mit Einem Tragriemen, das ist, blos mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde seyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastæ istæ non nimis longæ, nec ut Macedonum sa-

Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spiesse mit grösserer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stooß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu fassen, und das Schild nur blos an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestiget war: so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesetzten linken Fuß herabsinken, und wenn es lang genug war, das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an das Schild stemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Sol-

sarissæ. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herab sanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spiessen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben sowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild blos an den Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spiesses zu brauchen: so werfen Sie ein Blick auf einen Stein beym Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen

einen

Tab. II p. 57



einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß es völlig das vorgesetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführet würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge; und müssen, der Billigkeit nach,

 als

(*) S. Taf. II. Beym Natter ist es die neunte Tafel.

als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwey Anmer-

merkungen beyfügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen.„ (*)

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künst„ler, sagt Hr. Kloß, „pflegten gern ihre „Steine hoch und schildförmig zu schleif„fen.„ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja itzt drey ganz verschiedne Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer, le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier, oder le Metteur en œuvre.

Warum sollte das nicht auch bey den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores,

(*) S. 52.

res, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hiessen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht blos, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären: er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheim-

heimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man itzt unter tausenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bey einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann. (*) Natter hat sehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muth-

(*) Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possedoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à present à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture;

Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätiget, der uns sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienten. Omnes gemmæ, sagt er, (*) mellis decoctu nitescunt, præcipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibet Plinius an

jecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

(*) Lib. XXXVII. Sect. 74.

an einem andern Orte, (*) der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um in Ermanglung des Corsischen Honigs, unser gemeines Honig mit zerquetschten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben; Falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfingen also die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Kluft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammen schickten, ordneten. Denn da die

Alten

(*) Lib. XVI. Sect. 18.

Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiednen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: (*) Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum & maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weis nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die

letzte

(*) Libr. XXXVII. cap. 6.

letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl; atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum andern nicht sehr deutlich seyn dürfte: & cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr, nun versteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduins Verbesserung

gefallen, wem sie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum so viel als mangones, adulteratores gemmarum seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bey dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nehmlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeiget, so wie man ihn wen-

wendet und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen: so muß ihm sein Platz bey andern farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Paschalius (*) die Compositores gemmarum sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (Στεφανοπλοκοις) dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte.

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schild-

(*) Coronarum lib. II. cap. 12.

schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Kloß lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich „von dem Zwange, den ihnen der enge „Raum des Steines anlegte: und sie „konnten die äußern und vom Leibe ab„stehenden Theile der Arme und Beine „ohne Verkürzung geschickt herausbrin„gen. Die alten Steinschneider liebten „die Verkürzungen nicht, und nur die „unvermeidliche Nothwendigkeit mußte „sie antreiben, sie zu bilden. Man hat „aber doch Beyspiele.„

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der

Raum

Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser grössere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfodert. Blos in der glatten Area des Steines erkennet man noch seine Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder grössere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Aussenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte grösser zeichnen, als auf einem ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das

macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemma: so würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Hr. Klotzen bekannt

seyn,

seyn, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche darzu genutzt, um die vom Leibe abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüpplig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, kann er sich eben sowohl auf der platten ersparen: der Unterschied des Raums zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Kloß fährt fort: „Jene schildför=
„mig geschliffene Steine waren zur Ab=
„wechslung in dem mehr oder weniger
„Erhabnem bequem. Wir haben vor=
„treffliche Steine von dieser Art, die wir
„nicht genug bewundern können.„

Das soll doch wohl ein zweyter Nutzen seyn, den Hr. Kloß den geschnittenen Steinen beylegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu sitzen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!„ Nur der schildför-

mige

mige hierzu bequem? Das versteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder soll bequem hier nur so viel heissen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet. Hr. Kloß weis nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Zwey und vierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Klotzen tadle, hat nicht Hr. Kloz, sondern Hr. Lippert gesagt. Herr Kloz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zustand, diesen blos ausgeschrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebnen getadelt habe. Als Hr. Kloz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Hr. Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektiv auf alten Kunstwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabner, oder bey geschnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.„ Und nun fährt er fort: „Ein andrer Vortheil that bey geschnit„tenen Steinen noch mehr; sie nahmen „einen hohen und schildförmig geschliffe„nen Stein, in welchen sie auf oberzählte „Art

(*) S. XIX.

„Art die Figuren einschnitten; die Fläche,
„welche nun im Abdruck hohl erschien,
„machte, daß die Nebenfiguren, wie von
„der Seite oder herumgestellet und von
„der Hauptfigur entfernet aussahen, da
„diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt
„war.„

Die Anmerkung ist richtig und fein.
Da die Theile einer concaven Fläche
wirklich in verschiedener Entfernung von
unserm Auge liegen; da sich wirklich
nähere und tiefere Gründe darauf finden:
so ist es gar wohl möglich und begreiflich,
daß die Natur der zu kurz fallenden
Kunst hier zu Statten kommen,
und die Wirklichkeit an die Stelle der
verfehlten Nachahmung treten kann.
Das ist: es können und müssen Figuren,
auch ohne nach den Regeln der Perspektiv
behandelt zu seyn, mehr oder weniger
entfernt scheinen, — wenn sie wirklich
mehr oder weniger entfernt sind. Da
aber der Künstler zu seiner Täuschung

nur

nur den Schein, und nie die Wahrheit selbst brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheines geleistet werden sollte; da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höh-„lung macht freylich einen Eindruck im „Auge von einer ziemlichen Weite des „Raumes, wodurch beym ersten Anblick „der Verstand betrogen wird. Er wird „aber auch bey genauer Betrachtung, „wegen der Möglichkeit und Wahrheit

„gar

„gar bald in Zweifel gesetzt, den man,
„ohne Begriffe von Kunstregeln nicht so-
„gleich heben wird, und von der Schön-
„heit des Werks gereizt, vergißt man
„leicht, was mancher, auch als ein Un-
„wissender, nur für ein Nebenwerk hält,
„weil er nicht nach der Wahrheit und nach
„der Kunst zugleich urtheilet.„

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Hr. Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch; besonders für den, der nur einigermaaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ohngefehr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz; es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches

Blend-

Blendwerk von Perspektiv erhalten kann, ohne die geringste Perspektiv zu haben, den Hr. Lippert der schildförmigen Fläche desselben beylegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bey Hr. Klotzen finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von den sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas lächerlicheres und sinnloseres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieser possierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsetzlich seyn sollte; daß Hr. Klotz dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eignen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen.

Sein

Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippertsche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzeln Beyspielen zeigen will! So sagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis: (*) „Der Stein ist erhaben und „schildförmig geschliffen. Diesen Vor„theil, die Steine hoch und schildförmig „zu schleifen, brauchten die Alten, wie „ich schon im Vorbericht erinnert habe, „um die Figuren in allen Theilen flach zu „schneiden, und doch auch die vom Leibe „abstehende Arme und Beine, ohne sie „zu verkürzen, geschickt heraus zu brin„gen.„ Nun lesen Sie noch einmal, was Hr. Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreyten sich „die alten Künstler von dem Zwange, „den

(*) Erstes Tausend, Nummer 6.

„den ihnen der enge Raum des Steines
„anlegte; und sie konnten die äussern vom
„Leibe abstehende Theile der Arme und
„Beine ohne Verkürzung geschickt her-
„ausbringen.„ Kann man wörtlicher,
und doch zugleich ungetreuer abschreiben!
Herr Kloß behält ein jedes Wort, und
ein jedes Wort sagt bey ihm etwas anders
als es bey Herr Lipperten sagt.

Hr. Lipperts Meinung ist die! Da auf
einer schildförmigen Fläche gewisse Theile
wirklich dem Auge näher, und andere
weiter von ihm entfernt liegen: so kann
der Künstler seine darauf zu schneidende
Figur so stellen, daß gewisse Glieder der-
selben uns näher oder weiter scheinen,
ohne daß sie darum viel tiefer oder viel
flacher geschnitten sind, als andere. Die
ganze Figur kann gleich flach geschnitten
seyn, und dennoch kan durch den Vortheil
der schildförmigen Fläche dieses Glied
mehr vorzutreten, und ein anderes mehr
zurück zu weichen scheinen. Nehmlich

was zurück weichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beyspiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet ist; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruhet, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte

hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung desselben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihm Raum

 hat,

hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie erspart sie ihm dadurch, weil sie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er sonst nicht anders als vermittelst einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehende Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen liessen.„ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigsten Tafel beym Matter. Beide Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheinet der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schulter-

terknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, blos weil diese Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der convexen Steine, vor Lippertem, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bey der sechszehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius, (*) und bey der siebzehnten von dem Schwanze

 des

(*) Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extremités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à l'a hauteur des yeux.

des Löwen sagt. (*) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen, die converen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beyspiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?„

(*) La queuë du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'eleve presque perpendiculairement à sa tete; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Kloß ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convexität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter ge-

gegeben, (*) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfte, sowohl dem Gelehrten, der die Künste kennet, als dem Künstler, der die Litteratur

(*) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tete sur la meme ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou differente, & par consequent le tout seroit devenu trop grossier & pesant. Il paroit par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; & cela depend du genie de l'artiste.

ratur liebet, nützlich zu werden? (*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem sich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeisten weder dieses noch jenes äussert; nicht genug, sage ich, daß er eine solche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, sie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als sie selbst der Urheber ausgiebt: er hat diese Anmerkung nicht einmal verstanden. Und das habe ich doch wohl bewiesen!

Wahr ist es, auch die Worte des Hrn. Kloß, „daß sich die alten Künstler durch „die schildförmige Fläche von dem Zwange befreyet, den ihnen der enge Raum „des Steines anlegte,„ sind gewissermaaßen Worte des Hrn. Lippert. Wenigsten bis auf das enge. Aber eben dieses einzige Wort, enge, welches Hr. Kloß von den Seinem hinzufügt, beweiset

(*) S. 15.

set auch unwidersprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne seines Autors entfernt gewesen, und wie sehr er sich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausschreibt, das allergeringste von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nehmlich, in seinem Werke selbst, verschiedentlich auf den Vortheil der schildförmigen Steine zu sprechen. Besonders erklärt er sich, bey Nummer 139 des ersten Tausend, fast noch umständlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den Herr Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch sonst eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, schreibt Herr Lippert, (*) „schon längst etwas von den hohen Stei„nen sagen sollen, die sich zu unserer heu„tigen

(*) S. 59.

„tigen Art zu siegeln nun nicht mehr
„schicken, da wir uns, anstatt des bey
„den Alten gewöhnlichen Wachses, des
„Siegellacks bedienen. Man kann eine
„gedoppelte Ursache angeben, warum den
„Alten ein hoher und schildförmig ge-
„schliffener Stein gefiel. Erstlich um
„die äußern Theile einer Figur, des
„flachen Schnittes ungeachtet, dennoch
„ohne Verkürzung der Arme und Beine,
„womit sie sich ohnedies nicht gern abgä-
„ben, geschickt herauszubringen, ohne
„sich wegen des Raums zwingen
„zu dürfen, wie es wohl hät-
„te geschehen müssen, wenn der
„Stein wäre glatt geschliffen
„gewesen. Die zwote Ursache konnte
„diese seyn, weil, da das Wachs nicht
„so hart, als unser Siegellack, ist, das
„Bild leicht würde seyn gedrücket, und
„also verwischt worden; nachdem es aber
„auf diese Art zu stehen kam, so verhin-
„derte der nunmehr durch den Abdruck
„ent-

„entstandene hohe Rand, daß es nicht so
„leicht geschehen konnte, und dieses sieht
„man bey den besten und ältesten Stei-
„nen.„

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler lieset, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheinet. „Ohne sich wegen des
„Raums zwingen zu dürfen, wie
„es wohl hätte geschehen müs-
„sen, wenn der Stein wäre glatt
„geschliffen gewesen.„ Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbesorgte Künstler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt

einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äussern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußere Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben: nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem

Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

dem platten Steine da an Masse fehlet, wo das äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines heraushohlt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beym Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe heraushohlen, und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Kloß? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Kloß, ihn rich-

richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie mit eckeln Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzuketten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beyspiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre.

Vier

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Hrn. Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Kloß so lächerlich mißverstanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm

ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darinn, daß bey einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines grösser ist, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*) als

(*) No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre & l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyes le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer sind,„ als die platten: in so fern sie es nehmlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figur nach dieser Bequemlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art

Fläche

Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese bald jene zuträglicher, und eben so gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfälltiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlanget, daß sich dieses Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite: so wird auch der convexe Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken. Soll das Schild

seine convexe Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief heraushohlen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen; so ist eben so klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann; indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht

(*) S. 194.

nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art Smaragde verstanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergehet, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant: so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verbothen gewesen. (*)

(*) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi,) ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque & concavi, ut vi-

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis so-nach Gewalt geschiehet, wenn man es auf das nächststehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Ver-

visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne ostensum decus imaginum, scalpturæ cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Præterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta & resupina, ut idem Plinius ostendit. Hæc igitur ex æquo & à veritate & Plinii mente discedunt.

Hier

Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf dem Widerspruche, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der

 nehm-

Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spie-

nehmlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthiget, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren,

spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden." Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt, cum concavi sunt, inspectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere redet.

ren, überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? Zu was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, grosses Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigensinnes gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbauen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößrungsglases.

Denn da er selbst verschiedne alte geschnittene Steine von so ausserordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte: (*) so meinte er, daß sich dergleichen Steine

(*) Differt. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus sit; & tamen in iis vel semiexstantes figuræ, vel inscisæ pariter spectantur: opere in

Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden saget, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse præsumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consue-

in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

sueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn: sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedienet, bedienet sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch

eher

eher an dem gehörigen Orte zusammen gebracht werden, welches denn wohl visum colligere heissen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heissen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen, nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer con-

caven

caven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meinet, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste

Er-

Erklärung ist. Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Ge-

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sveton beschreibt ihn uns oculis cæsiis & hebetioribus, (*) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum coni-

(*) Cap. 51.

niveret, ad prope admota (oculi) hebetes. (*)

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Vettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch itzt Herr Lippert in die Fußtapfen desselben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen sind, auf welche Vettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, schreibt er, (**) „bey den so subtilen Werken der alten „Steinschneider, verdient hier einen Platz. „Dieses so Feine hat mehr denn ein scharf „sehend Auge erfodert. Die Augen der „Alten

(*) Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.

(**) Vorbericht S. XXXV.

„Alten haben aber deswegen nicht schär=
„fer, als die unsrigen, gesehen. Es ist
„also zu vermuthen, daß sie die Augen,
„so wie es unsere heutigen Künstler auch
„bey dem schärfsten Gesichte thun, manch=
„mal bewaffnet, und sich mit Vergröße=
„rungsgläsern und Brillen beholfen ha=
„ben. Aber diese verfertigen zu können,
„gehöret zur Dioptrik. Daß aber die
„Dioptrik bey den Alten im Gange ge=
„wesen, finde ich nicht, oder doch nur
„eine kleine Muthmaßung. Ich weis
„wohl, daß Euclides, ohngefehr drey=
„hundert Jahr vor Christi Geburth, die
„Mathesis und auch die Optik gelehret,
„und daß hernach aus ihm Abazen und
„Vitellio ihre Grundsätze zur Optik ge=
„nommen; aber daß die Dioptrik beson=
„ders gelehrt worden, habe ich nirgends
„finden können. So viel könnte seyn,
„daß man sie zur Optik mitgerechnet, weil
„man den Namen Anaclastica einer
„Wissenschaft beyleget, die zur Optik mit=
„ge=

„gerechnet worden, welche es vermuth-
„lich gewesen ist. Man hat aber viel äl-
„tere rundgeschliffene Steine, als Eucli-
„des ist, und die ein Alter von mehr als
„dreytausend Jahren zu erkennen geben.
„Es wäre denn, daß man aus der Schrift,
„die man auf den Steinen gar oft findet,
„und aus dem Charakter der Buchstaben
„ihr Alter sicher angeben könnte; aber
„auch da findet man, daß sie das Alter
„des Euclides sehr weit übersteigen. In-
„deß halte ich es für gar möglich, daß
„die Vergrößerungsgläser sehr zeitig, und
„nur zufälliger Weise können erfunden
„worden seyn. Ein einziger Tropfen
„Wasser, der von ungefehr auf einen
„kleinen Körper gefallen war, konnte
„hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne
„daß man dabey denken darf, daß solche
„nach den Regeln der Dioptrik verferti-
„get worden. Denn viele alte Steine
„sind ganz rund und schildförmig, wie
„die Microscopia, geschliffen; auch brauch-

„ten die Alten öfters Crystall, oder an„dere eben so reine und durchsichtige Edel„steine, besonders den Beryll. Es durfte „nur ein Crystall von ungefehr linsenför„mig geschliffen worden seyn, so war das „Vergrößerungsglas entdeckt. Vom „Nero weis man, daß er einen geschlif„fenen Smaragd gebraucht, um dadurch „die Zuschauer, wenn er aufs Theater „kam, anzusehen.„ (*)

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war... Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehler

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

ler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern blos, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sahe, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts bey-

 tra-

tragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: & mea quidam sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte also den Baccius für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nehmliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen

ge-

gepflegt. Er erwähnet dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darinn falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem

Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedner Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden: aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefehr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedne Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.

3. Doch

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neuern Zeiten der Brillen schon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiset nichts. Die leichtesten Entdeckungen, müssen nicht eben die frühesten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig;

(*) S. Kästners Lehrbegriff der Optik S. 366.

und wenn auch der reinste Krystall von ungefehr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefehr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall? Weis man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten?

ten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet. (*) „Da die Alten die Wirkungen der Ku„geln, zu brennen, gekannt haben, so „ist zu verwundern, daß wir bey ihnen „gar keine Spur finden, daß sie etwas „von derselben Vergrößerung gewußt. „Sollten sie wohl niemals durch eine Ku„gel gesehen haben? Herr de la Hire „erklärt dieses. Die Brennweite einer „gläsern Kugel ist der vierte Theil des „Durchmessers, von der nächsten Fläche „gerechnet. Hätten die Alten eine solche „Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer „dürfen wir es nicht annehmen, so müßte „eine Sache, die sie deutlich hätten da„durch sehen sollen, 1½ Zoll von ihr ge„standen haben. Natürlicher Weise ha„ben sie dadurch nach entfernten Sachen „gesehen, die ihnen nur undeutlich er„schienen sind. Weite Sachen deutlich „zu sehen, erfordert entweder eine grös„ser

(*) S. 381.

„sere Kugel, als sich verfertigen läßt, „oder Abschnitte von großen Kugeln, die „wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die „Alten wußten vermuthlich nicht, das „Glas zu schleifen, sie konnten es nur in „Kugeln blasen.„ Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, Falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbey sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefehr so gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre so geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters ver-

größern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsern Kugel, zu vergrößern, eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) Litteræ quamvis minutæ & obſcuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur; dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen so wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf die Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden: doch glaube ich, ist unter den neuern Schriftstellern Manni der erste, der in seinem Trak-

(*) Natural. quæſt. lib. I. cap. 6.

Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als De la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheinet, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weis wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im ge-

ring-

ringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam; weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird.

Nein;

Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem

Ziele auf einer ganzen falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaysers Emanuel Comnenus heißt:

Ἑρχονται, βλεπουσιν εὐθυς, κρατουσι
τον σφυγμον του
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του
ὑελου —

„sie kommen, betrachten ihn starr, füh-„len ihm an den Puls und beschauen die „Auswürfe mit dem Glase.„ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille, oder sonst ein Vergrößrungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß blos ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bey; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur blos von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt: (*) „dieß ist „in der That auch der wahre Verstand; „wie man eben diese Gewohnheit noch „heutiges Tages an einigen Orten findet: „oder man müßte das Glas für eine Art „von

(*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

„von lente erklären; wiewohl ich zweif„le, daß die Alten dergleichen Gläser ge„habt haben.„ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?„ Ein Arzt, dächte ich, sollte so eckel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα τȣ ὑελȣ sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es be-

 frem-

fremdet mich, daß Mauni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius, (*) quæ sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. (**) Sie sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nehmliche durchsichtige Kugel, welche

(*) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(**) Libr. XXXVI. sec. 67. Addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

welche brennet, nothwendig auch vergrös-
sern muß, und daß es schwer zu begreifen
ist, wie man sich ihrer lange zu der einen
Absicht bedienen kann, ohne die andere
gewahr zu werden. — Ein Umstand nur,
dürfte hierbey auffallen. Dieser nehm-
lich; wenn die Kugel, womit die Aerzte
brannten, durch die sie folglich auch die
Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht
von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser
gefüllt, sondern durch und durch Krystall
war: so müßte ja wohl das falsche, die
Alten nach meiner Meinung von Ent-
deckung der eigentlichen Vergrößerungs-
gläser entfernende Raisonnement, als
liege der Grund der Vergrößerung in
den Bestandtheilen des Wassers, weg-
fallen; und was hinderte die Alten so-
daun, die Wahrheit, die ihnen unmög-
lich näher liegen konnte, zu ergreifen?
Hierauf könnte man antworten: das
Zeugniß des Plinius ist später, als das
Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des

Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, (*) bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυϛαλλοφανες αντι της κρυϛαλλȣ. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucen-

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Parif.

centes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erfor-

derliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und

(*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est —— ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und ausserordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es

Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brau-

brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket: da er im Gegentheil verschiedne Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch andrer solcher Mittel, die man alle itziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, ohnstreitig zu sehr vernachläßiget: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bey den Alten, oder bey den Neuern der schärferer? eine Unterscheidung erfodert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere

(*) Lib. XX. sect. 51. & lib. XXXVII. sect. 16.

unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: (*)

„Die natürlichen Adern und Flecken „eines Steines, dienten den Alten bey „ein

(*) S. 53.

„erhaben geschnittenen Werken oft zur
„Erreichung ihres Endzwecks, die jedem
„Dinge eigenen Farben zu geben und die
„schönste Mahlerey zuwege zu bringen.
„Sie wußten hierdurch ihren Werken
„eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich der
„Natur näherte, und machten dem Mah-
„ler seinen Vorzug zweifelhaft. Die
„Farben sind so gebraucht, daß die Far-
„be, welche zu einer Sache angewandt
„worden, sich nicht auf eine andere zu-
„gleich mit erstreckt, und alle Unordnung
„ist vermieden.„

Welch schielendes Wortgepränge! wel-
che abgeschmackte Uebertreibung von der
etwannigen Wirkung eines glücklichen Zu-
falls, oder einer ängstlichen Tändeley!
Also war es, bey erhaben geschnittenen
Werken, der Endzweck der Alten, „jedem
Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?„
Der Endzweck! kann man sich ungereim-
ter ausdrücken? Und diesen Endzweck
halfen ihnen die natürlichen Adern und
Flecken

Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Mahlerey daraus entstand? Die schönste Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mähler seinen Vorzug zweifelhaft machte! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen ausleget, dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Hr. Raspe, (*) „viele geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die „Akrosticha und Chronodisticha in der „Poesie.

(*) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Cassel 1768. in 12.

„Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe „ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst.„ Auch Hr. Lippert erkennet diesen Zwang fast an allen so mahlerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu also in einem Büchelchen so viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen ver-

verstanden. Sardonyches, sagt Plinius, (*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie

(*) Libr. XXXVII. sect. 75.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weis wohl, daß man itzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weis aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch itzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwey Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftiget für mich Boot: (*) Dum crusta unius coloris

(*) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, ohnstreitig das vollständigste und

loris ſcalpitur, ac alterius coloris pro ſtrato relinquitur, tum gemmarii

rii

und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, faſt mit den nehmlichen Worten, ſagt: ſcalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim cruſta alba alteri nigræ ſuperpoſita ſit, aut ſecundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converſo, ſcalpunt in ſuperiori imaginem, ut inferior veluti ſtratum ſit, has vulgo Cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schrift„ſteller, ſchreibt Caylus, (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31. deut. Ueb.) „hat oft ganze

„Stücke

rii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit.

„Stücke aus dem Texte des Cäsalpi„nus abgeschrieben, indem er nur ei„nige Ausdrücke daran verändert, „oder hinzugesetzt. Er ist nicht zu „entschuldigen, daß er hiervon gar „nichts gedenkt und den Cäsalpinus „unter der Zahl der Schriftsteller, „deren er sich bey Verfertigung sei„nes Werks bediente, nicht einmal „genennt hat.„ Diese Anklage ist hart: aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürenberger Nachdruck

sir. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunkelere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weisse und

druck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefehr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheinet, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weisse zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Mahlerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem itzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vor-

kömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem] Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutsche haben Camee ohnstreitig gerade zu, von dem Italienischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeu gehen. Nun lassen Sie uns

vor-

vors erste den Menage (*) unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gassarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen: Menage selbst aber, zu einem griechischen Worte.

Gassarel sagt, Camayeux hiessen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussähen, (**) so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht; welches so viel heisse, als Himmlische Wasser, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wäßrichte

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

(**) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur ge-

prägt

prägt ist, sehr große Tugenden bey. (*) Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräisches, sondern ein Rabbinisches Wort ist; das ist, ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil sie tief gegraben worden. (**) Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

(*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

(**) A cause du creux ou ces pierres sont taillés.

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus (*) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher sey Camæ gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heissen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Onyxe darunter: aber woher beweiset er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeuget würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch

(*) Muf. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camæ a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce græca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis & calidis inveniri.

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellet, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italienische Cameo, das Französische Camayeu, das Lateinische Camehuja, wie es Boot nennt, (*) bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geschrieben.

(*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverläßig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers. Seite 61.

ben. (*) Was ich daraus aber schliessen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Syllben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten

(*) Gemohuidas schreibet es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis scalpendas aptæ sunt; harum quanquam multæ numero sunt, Peantides tamen, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhü schreibt es Conrad Geßner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus

ten Syllben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das Deutsche hoch, aufgeschwollen, trächtig, heissen solle. Doch wer

nus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Speckstein appellant, & Gammenhü.

Gemmahuia schreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemma huja schreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, & Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

wer würde sich einen solchen lateinischdeutschen Hybrida, den Franzosen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß, vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen

mis

mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Art Steines, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines sey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind. (*) Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nehmlichen Worte seyn, wenn sie es

so

(*) Cæsalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. (*) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst an-

(*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

angiebt, erhellet. (*) Aus dem Leonardus hat Boot diesen Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefehr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hin-

(*) Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; & frequentissime onixæ (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quæ in ipso sculptæ sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unser deutsches hoch zu

dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeiget diese nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Pæantides, quas quidam Gemonidas vocant, prægnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen; er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilsam sey, weil er selbst seines gleichen gebähre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gæanidas gelesen, so wäre

sicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden. (*)

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab. (**) Doch das

(*) Indeß läßt sich freylich von Gæanidas eben so wenig Recheinschaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γεννάω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches sodann Morbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort schreibet, Peanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

(**) (Apud Gesnerum l. c.) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limes

das ist wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckssteine mache: (*) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Namen

mes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Pæantides non recte facit.

(*) Pract. Mineralsystem S. 100.

men des Specksteins, auch den Namen Gemmahuja setzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte sagen: warum sollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was sie mit zwey Syllben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelsteines, sondern auch einer Marmorart war; ja sogar der Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (*)

Zum

(*) (Plinius Libr. XXXVII. sect. 24.) Exponenda est & Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniæ. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. sect.

Zum Unterschiede also, und wenn ein großer Theil des Werths von diesem Un-

sect. 6.) stehet anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beym Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Maniére de pierre précieuse, embellie de vei-

terschiede abhieng, muste man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben so wichtig sind, als der ganze

nes, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzet, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heissen: Quæ hodie Chalcedonia audit, & corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir itzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weisser Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das

ganze Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheissen hat und eigentlich heissen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur;

das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemählde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemählden dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heissen sie Camayeux; wie sich Pernety (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heissen so, weil sie ganz aus Einer

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbücher, sagen eben das.

Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet sind, und hierinn die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heissen können und heissen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers & les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte

er

er sollen weglassen. Denn höchstens kön-
nen nur die Sardonyxe noch dazu gerech-
net werden, als welche von den Alten mit
unter dem allgemeinen Namen der Onyxe
begriffen wurden, und allein einer ähnli-
chen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und
weitere Gebrauch des Französischen Ca-
mayeu die Ursache, warum die neuern
Schriftsteller dieser Nation, wenn sie er-
haben geschnittene Steine durch ein Kunst-
wort ausdrücken wollen, lieber pierre
camée, als camayeu sagen. Wir
Deutsche wenigstens wollen, zu dieser
Absicht, nur immer das fremde und neue
Camee lieber fortbrauchen, als das alte
Gemmenhü erneuern. Es wäre denn,
daß wir es ganz in seinem lautersten Ver-
stande erneuern, und nicht alle und jede
erhaben geschnittene Steine, auch nicht
nur allein erhaben, sondern auch tief ge-
schnittene Steine, an welchen das Bild
eine andere Farbe als die obere Fläche
zeiget,

zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wieder um damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemählde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemählde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Kloß zur Erläuterung seiner zweyten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herr Kloßen zu thun wäre. Ich will es also nur

nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Kloß hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, „gedenkt eines Sardonych, welcher aus „vier Lagen, einer über der andern, be= „steht, und auf welchen der vierspännige „Wagen der Aurora erhaben geschnitten „ist.„ Erst, mit Erlaubniß des Herrn Kloß: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weis ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich!

Was

Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx haben muß;

(*) (Plinius Lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beybehalten, bey dem es sonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammen gekuttet.„ Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bey ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodus

muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heissen. (*) Nun aber ist unter

dus für sich aufführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

> Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
> Albus & hinc niger est, rubeus supereminet albo.

(*) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worinn er das finden will, finde

unter den vier Farben des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweyte Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben beylege; so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächset, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zwey-

finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heissen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

zweyfarbichte Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey ersten nichts als Ver-

lauf

lauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmälige Verdunkelung der weissen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In „der Zanettischen Sammlung, sagt er, „wird ein Tiger aus dem orientalischen „Steine, Maco, bewundert, wo sich „der Künstler der Flecken des Steines „bedient hat, um die Flecken des Tigers „auszudrücken.„ Maco? Wer hat

 jemals

jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mokhastein meinet; einen Stein, den itzt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bey seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht blos bey diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil er

er eben um Mokha gefunden, sondern aus andern östlichen Ländern nach diesem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführet wird. (*)

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht

M 3 eben

(*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast S. 86. Agates, which the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly; for the are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Marchants.

chen als einen besondern Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabey denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe, wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte: (*) und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avuincina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr

(*) Tab. IX. p. 17.

sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. (*) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weiten nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiada bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von den nehmlichen Dinge ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen?

(*) Laet Libr. I. cap. 23.

chen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non param admirari, schreibt er, (*) viros alioquin doctos, in his rebus, quæ natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent & plerasque alias

(*) Præf. Interpret. Gem.

alias ineptissimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darinn auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bey dem Plinius ein und eben derselbe Stein; einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beide sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beiden sagt er,

 daß

daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weissen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen leztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwey verschiedenen Steinen machen: beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt

eben

eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin. (*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voreltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrie-

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophrastus's History of Stones, p. 44.

schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Pæderos erhalten, eines Beynamens, dem man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, schreibt Boot, (*) hæc gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrini & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Itzt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „die

(*) Lib. II. cap. 46.

„dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse.„ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht blos für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waysen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Wayse ist nichts als das übersetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (*) Hätte Boot bey

(*) Quænam hæc gemma foret, quam tantopere & ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui

bey dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Wayse sey, auch würde er den Orphanus nicht blos zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Pewcer durch Asterios und Eristalis erkläret, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beylegten, so hätte er,

qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören.

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen. (*) Dieser

(*) St. 96. Jahr 1768.

ser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechts-namen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat ge-„nannt.„ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Din-gen gehört haben. Brückmann sagt: (*) „Der Achat wird von den mehresten „Schriftstellern, die von Edelsteinen „geschrieben haben, für das Hauptge-„schlecht aller dieser Steine ausgegeben, „welche wir in diesem Abschnitte beschrie-„ben haben.„ Und was hatte er in die-sem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder „glänzende, halb durchsichtige und un-„durchsichtige Edelsteine, die auch von „einigen hornartige, der Aehnlichkeit „zufolge, genennt werden.„ Ja er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb „durchsichtigen Steinen wird der Chal-

„cedon,

(*) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

„cedon, der Carneol u. s. w. von un-
„durchsichtigen der Onyx für Achatarten
„angenommen.„ — Aus welchen Bü-
chern hat denn nun das Jenaische Wir,
vielwissenden Tones, seine Mineralogie
gelernt, daß es so bekannte Dinge Theils
leugnet, Theils nie gehört hat? Und
so, wie die mehresten Schriftsteller vor
Brückmannen den Achat zum Geschlechts-
namen aller edlern Hornsteine, den Chal-
cedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so
haben dieses auch noch viele nach ihm ge-
than, von welchen ich Vogeln statt
aller nennen will. (*)

„Der Name, Achatonyx, fährt der
Jenenser fort, „ist kein Monstrum, wie
„Lessing glaubt, wenn gleich Achat und
„Onyx zu einem Geschlechte gehören.
„Auf solche Art müßte der Chalcedonyx
„auch ein Monstrum seyn.„ Mit Er-
laub-

(*) Mineralsystem S. 132.

laubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weisse Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir itzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum soll er Chalcedonyx heissen? Wenn er durchsichti-

sichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmannen (*) den ganzen Unterschied zwischen ihm und den Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weisse Schichte des Onyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt

N 2 es

(*) S. 71 und 80.

es darum nicht für thulich, (*) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farb und Durchsichtigkeit verschiedner Hornsteine sey; gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Far-

(*) S. 86.

Farben, oder der Lage dieser Farben unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten: denn er sagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat „zum Onyx mache, müsse er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenschaft des Onyx wären, „und es auch genug Achate gäbe, die „eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch „nicht zu Onyxen würden.„ Daß doch solche Herren meistentheils das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den sogenannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen

Streifen haben, und doch keine Onyxe sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bey Kennern Bänderjaspis heissen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch itzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahr=

(*) Theophrast sagt, daß das Weisse und Braune, aus welchen der Onyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Kloß nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in

from the Onyx Claſs, of whatſoever Colour they are, except red; in which caſe it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this Stone: and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often had the ſame Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sap-

Sapphir Achate, und wie die Raritäten alle heissen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe

 ge-

gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Kloß selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wann sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Kloß deren eben nicht erfunden. Troß meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die leztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein

sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publicum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. (*) Was

(*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Hrn. Kloz, im 133sten Stücke des Ham=

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig.„ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er

sich

Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

sich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erhohlen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Kloß sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden.„ Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Kloßen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Kloß spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Beschei-

den-

denheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer

ner schnöden Mine, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire „dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was „für Nutzen Künste und Wissenschaften „davon haben könnten! u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heissen soll!

„Mein Bewußtseyn, sagt Herr Klotz, „daß ich niemanden in der Welt beleidigen wollte —

Beleidigen! vorsetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebens-

wür-

würdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet. (*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am „wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten.„ — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klotzen im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

Herr Kloß in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Kloß nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon „Schuld, daß er die homerische Episode „vom Thersites um deswillen tadele, weil „Thersites eine häßliche Person sey; die„ses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn „deswegen weggewünscht, weil er eine „lächerliche Person sey, und durch seine „Gegenwart die feyerliche Harmonie des „epischen Gedichts zerstöre.„

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Kloß den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Thersites in dem Homer blos eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Kloß, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Kloß wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter

die

die Mittel, deren sich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte: so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt: sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Hr. Kloß ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack, ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Hr. Klotzen itzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht

erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Kloß den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweyter Aufsatz von ihm, in dem nehmlichen Correspondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Mine nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für eine Beschönigung giebt! „Wenn Hr. Lessing, lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen seinen „Laokoon auf die bescheidenste Art ge„macht habe, mir so deutlich seinen Un„willen bezeugt, so kann mich dieses nicht „anders, als sehr befremden. Hr. Les„sing

(*) St. 154. 55. vor. Jahr.

„sing verlangte in einem Briefe vom 9ten
„Junii 1766 meine Widersprüche ohne
„allen Rückhalt, und er bezeugte
„mir in so gefälligen und höflichen Aus=
„drücken sein Verlangen über mein Ur=
„theil von seinem Laokoon, daß ich es
„sogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm
„meine Meinung über einiges zu sagen.
„Ich habe auch dieses, wie ich glaube,
„auf eine Art gethan, die der Höflichkeit,
„welche mir Hr. Lessing erwies, gemäß
„war. Es war mir blos um die Liebe
„zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den
„Willen gehabt, etwann Fehler aufzu=
„suchen, und dadurch Herrn Lessing be=
„schwerlich zu werden. Wäre dieses
„meine Absicht gewesen, so würde ich
„gewiß seine Hypothese vom Borghesi=
„schen Fechter zuerst angegriffen haben.
„Ehe noch in den Göttingschen Anzeigen
„(1768. S. 176.) diese Erinnerung ge=
„macht wurde, hatte ich bemerkt, daß
„Hr. Lessing zwey Statuen mit einander

„verwechselt habe. Denn die Stellung
„des Fechters (s. Villa Borghese S.
„217.) kann ganz und gar nicht dem
„Chabrias beygelegt werden.„

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich, muß ich gegen ihn nicht erscheinen! — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis itzt so freundschaftlich versparten Vorwurf, den Borghesischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt. (*) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingsche Gelehrte, meine Verwechslung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn diese Verwechslung geschehen:

(*) Brf. 36.

es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zei-
gen. Denn zeigt er es nicht, kann er es
nicht zeigen: so war er auch hier nicht
blos der kahle Nachbeter, sondern der
plagiarische Nachbeter, der bey allem sei-
nen Nachbeten immer noch selbst gelesen,
selbst gedacht haben will. Er merke aber
wohl, es ist von der Verwechslung, nicht
von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen
seines Tadels, führe ich nichts an. Er
hat getadelt, und ich habe mich verant-
wortet: er besteht auf seinem Tadel, und
ich schweige. Mich selbst wiederhohlen,
ist mir noch eckelhafter, als es dem Leser
seyn würde: neue Erläuterungen aber,
sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte
Wort will ich ihm gern lassen. Nur die
Einbildung kann ich ihm nicht lassen, je-
manden in der Welt überredet zu haben,
daß ich ihn um sein Urtheil über meinen
Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenden Stücke der Deutschen Bibliothek des Hrn. Kloß — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Kloß sahe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sahe, daß ich ihm den Krieg in

sein

sein eignes Land spiele: und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Hrn. Kloß um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort

auf seine Zuschrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beyspiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen: so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein werthester „Herr, Sie in meinem zartesten Alter „bey meinem Vater in Bischofswerde ge„sehen zu haben, wohin Sie ein gewisser „Herr Lindner, wo ich nicht irre, be„gleitet hatte. Sie können nicht glau-

„ben,

„ben, wie sehr ich mich freue, so oft ich
„meinen Freunden sagen kann, daß ich
„Sie von Person zu kennen das Glück
„habe. Warum ich es für ein Glück
„halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn
„ich glaubte, daß man Ihre Freundschaft
„durch eine Sprache verdienen könnte,
„welche Ihnen verdächtig scheinen möch=
„te, da sie so oft von der Verstellung ge=
„braucht worden. Aber erzeigen Sie
„mir immer die Wohlthat und glauben
„Sie mir auf mein Wort, daß ich es
„allezeit für meine Pflicht gehalten, ei=
„ner Ihrer aufrichtigsten Verehrer zu
„seyn, und daß vielleicht wenige Sie so
„zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten ge=
„liebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht
„Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es schul=
„dig, daß ich einmal an einem Orte, wo
„Barbarey und Unwissenheit herrscht
„und wo ich nur verdrießliche Geschäfte
„habe, auf einige Tage aufgeheitert

„wor=

„worden. Ein Mann von Ihrer Den-
„kungsart nimmt mein Geständniß nicht
„übel, daß ich nicht überall mit Ihren
„Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin
„so frey zu glauben, daß Sie mir erlau-
„ben, wenn ich meinen Zweifeln weiter
„nachgedacht habe, solche in den Actis
„litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue
„es um noch mehr von Ihnen zu lernen.
„Denn wie viel habe ich nicht schon in
„Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor
„nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine
„neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu
„machen. Es sind mir verschiedene ge-
„schnittene Steine und andere Monu-
„mente vorgekommen, woraus ein ziem-
„licher Zuwachs von Anmerkungen ent-
„standen. Das Gedicht des Sadolets
„über den Laokoon hatte ich aus Joh.
„Matthæi Toscani Carmin. Poetar.
„illust. Italorum (Lutetiæ 1577.) wo
„es im 2ten Theile S. 132 stehet, mir
„gleich-

„gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich,
„daß Sie mir zuvorgekommen sind.

„Vielleicht ist dem Lieblinge der Grie-
„chischen Muse es nicht unangenehm,
„wenn ich noch hinzusetze, daß die noch
„nicht bekannte Anthologie des Strato
„nun völlig in meinen Händen sey. Ich
„habe einen Theil dieser kleinen Gedichte
„meinem Commentar über den Tyrtäus
„eingewebt, welchen Richter itzt mit einer
„vielleicht übertriebenen Pracht druckt.
„Ein großer Theil aber ist zu frey, als
„daß er wenigstens von mir bekannt ge-
„macht werden könne. — Doch ich trage
„Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden,
„bis ich die Versicherung habe, daß Sie
„mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Un-
„terdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9 May,
1766.

gehorsamster Diener,
Klotz.

Die-

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr u. nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesitteste Kälte gewesen wäre, nicht einstim̃en zu wollen. Hr. Kloß erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Kloß versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Kloß war auch Schriftsteller. Herr Kloß bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtersten, vieles lernen: und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth,

muth, zurückgeben. Endlich; Hr. Kloß ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Kloß zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann

man

man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Kloß; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige Leser, und ich weis, daß „er noch wenigere gültige Richter haben „kann. Wenn ich Bedenken trug, den „einen davon in Ihnen zu bestechen, so „geschah es gewiß weniger aus Stolz, „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen „zuerst widersprochen; und ich würde sa„gen, es sey blos in der Absicht gesche„hen, mir Ihre Widersprüche ohne allen „Rückhalt zu versichern, wenn ich glaub„te, daß ein rechtschaffner Mann erst ge„reitzt werden müßte, wenn er nach Ueber„zeugung sprechen sollte. Der häßliche „Thersites soll unter uns eben so wenig „Unheil stiften, als ihm vor Troja zu

„stiften

„stiften gelang. Schreibt man denn nur
„darum, um immer Recht zu haben?
„Ich meine mich um die Wahrheit eben
„so verdient gemacht zu haben, wenn ich
„sie verfehle, mein Fehler aber die Ur-
„sache ist, daß sie ein anderer entdeckt,
„als wenn ich sie selbst entdecke. Mit
„diesen Gesinnungen kann ich mich auf
„Ihr ausführliches Urtheil in den Actis
„litter. nicht anders als freuen.„

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart: es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie gesehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für diesen anneh-

me, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es blos; sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz ausserordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck seyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kennt-

nisse

nisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharfsinn auf solche Kenntnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eines, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Mahler finden

 wird.

wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammele, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich den Hrn. Kloz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte

anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis litt. (*) in welchem Hr. Kloz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Hr. Kloz es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer „auf Ihre Ankunft in Halle, mein „werthester Herr, gewartet, und mit „dieser Hoffnung mir alles das Unange„nehme, welches mein Professoramt bey „sich führet, versüßt hatte, bringt mir „mein Freund, Hr. Hausen, die Nach„richt,

(*) Voluminis III. Pars III.

„richt, daß Sie in Berlin sind. Es
„bleibt mir also nichts übrig, als, um
„mir das Vergnügen, Sie zu umarmen,
„zu verschaffen, selbst nach Berlin zu
„reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich
„auf Ostern meinem Verlangen werde
„ein Genüge leisten können. Unter die
„Vortheile, die ich mir von dem War-
„schauer Antrage versprach, rechnete ich
„immer auch den, daß ich Sie einige
„Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gege-
„ben, das nieder zu schreiben, was ich
„bey dem Lesen Ihres vortrefflichen Lao-
„koons gedacht. Wenn Sie einige Au-
„genblicke beygelegter Schrift gönnen
„wollen, so werden Sie sehen, daß ich
„mich derselben bedient habe. Ein Mann
„von gegründetem Ruhme und edelem
„Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt
„dem andern gern, seine schwachen Be-
„mühungen, ihm nachzuahmen, zeigen
„zu dürfen, und wenn er auch gleich ein-

„sieht, daß er ihn nicht erreicht, so ver-
„zeiht er ihm doch den Mangel an Kräf-
„ten, und liebt ihn wegen seines guten
„Willens. Dieser Gedanke verspricht
„mir eine freundschaftliche Aufnahme
„meiner Einfälle von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hau-
„sen mir sagte, daß einige Berlinische
„Gelehrte sich über meinen Auszug aus
„der allgemeinen Welthistorie gewundert
„hätten, um die ganze Arbeit wieder
„aufzugeben. Die Umstände, in wel-
„chen ich mich befand, da sie mir ange-
„tragen wurde, nöthigten mich, eine
„Sache zu unternehmen, bey der ich
„blos den Fleiß eines Tagelöhners an-
„zuwenden brauchte. Allein, schon der
„Wink eines einsichtvollen Kunstrichters
„zwingt mich zu erröthen, und lieber al-
„les einzubüßen, als Vertrauen und
„Gunst der Männer, gegen deren Ur-
„theil ich nicht gleichgültig seyn kann.

„Ich

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und „andern Vorrath mich in den Stand zu „setzen, ein Buch von der alten Stein= „schneiderkunst zu verfertigen, wozu ich „den Plan seit einigen Jahren gemacht, „und an dessen Ausführung mich die all= „hier herrschende Barbarey, und der „Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergeben= „heit, in deren Aufrichtigkeit ich nieman= „den in der Welt nachgeben werde, habe „ich die Ehre zu seyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct.
1766.

gehorsamster Diener,
Klotz.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit,

voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Hrn. Kloß ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Hrn. Kloß auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Hrn. Kloß verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten.

Ich

Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hr. Klotzen entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst

eckel,

sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so betauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverläßig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weis ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die

Ehre

Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.„ —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz sagen müssen: „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blat mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal so gar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann.„ Es

scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen

auch

auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.„ —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich; wozu diese Freymüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel; erspare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, in-

dem du dir die Freymüthigkeit selbst er-
sparest; schweig! — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweyte Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner
„Allgemeinen Bibliothek nicht
„wäre.„

So sagt Hr. Klotz! „Damals, sagt
er, (*) „als ich noch an keine Deutsche
„Bibliothek gedacht, (als meine Deut-
„sche Bibliothek noch nicht Schuld war,
„daß Herr Nicolai von seiner Allgemei-
„nen Bibliothek weniger Exemplare auf
„der Messe verkaufte, (**)) stand ich bey
„Herr

(*) S. 468.

(**) Hällische Zeitung 1768. St. 81.

„Herr Nicolai und seinen Freunden noch
„in Gnaden. Aber sobald ich mich an
„die Spitze der über den critischen Despo-
„tismus Unzufriednen stellte, so sahe man
„mich auch mit andern Augen an: dann
„schrieb der jüngere Herr Candidat Les-
„sing in Berlin wider mich Zeitungsar-
„tikel, wovon der eine so ehrenrührig
„war, daß er auf Befehl eines großen
„Ministers unterdrückt wurde: dann er-
„griff Hr. Magister Lessing die Feder:
„dann ward ich selbst in der Allgemei-
„nen Bibliothek gemißhandelt.„ —

Dieser Magister Lessing soll ich seyn, und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder seyn, und wir beide sollen blos und allein wider den Hrn. Magister Kloß die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen, das Vergnügen gehabt ha-

be; aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämitückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weis ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaub ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen censiret. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimdenrathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weis, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn ge-

geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weis er dieses nicht ganz gewiß: so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn sie Herr Kloz nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht

eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich, (*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzli-

(*) In Leipzig bey Hilschern. 1768.

cher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand, (*) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Partheylichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrift.„ „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich „Hr. Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bey welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen.„ Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Ohnstreitig, weil Hr. Riedel das simpelste und natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das sim-

(*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

simpelste und natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Riedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorget, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und

Hr.

Hr. Kloß will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frey. Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben

ben, müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. — Wen meine Flügel mit in die Luft schleidern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt. ——

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch darf Hr. Kloß mich zum geschwornen Vorfechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Eckel.

Sechs

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet,

daß

daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten, war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profeßion, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon

sollen

sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmälich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachläßigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weiten anzuspielen, aus welchen jene Nachläßigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen

den,

den, den sich Hr. Kloz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! (*) Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach

(*) Act. Litt. Voll. II. P. IV. p. 465.

(**) Der sich ruhig Fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais!

nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger „Zeit auf den Weinhandel und aufs „Saufen gelegt, habe seine Creditores, „man versteht nicht recht, ob betrogen? „oder mit anderer Schaden bereichert? „bis er endlich, um bey Ehren zu blei„ben und sich des Hungers zu erwehren, „von Leipzig nach Marburg entweichen „müssen.„ (*) — Abscheulicher Recensent,

(*) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a liberis plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiæ jurispruden-

sent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist: und von dem übrigen schweig! Auch

R 2 wenn

dentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen sibi paraverat, at postea, cum ad bibendi studium & vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, & insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam coniiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniæ caussa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famæque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, &c.

wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Kloß diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen

noch

noch grössern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschiessender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, ausserordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Cæsar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen

 nichts,

nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu giessen, mach Herr

Kloß

Kloß urplößlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der Deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Kloß, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Rammler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Hr. Kloß, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Vestung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt; wer ist der Hr. Kloß? so will er wissen, was dieser Herr Kloß geschrieben hat, und

 worauf

worauf sich sein Recht gründet, über sol-
che Männer laut urtheilen zu dürfen.
Nicht diese Männer nehmen ihn wegen
dieses Rechts in Anspruch: sondern das
Publicum. Die Nachsicht, die das Pu-
blicum hierinn gegen einen ungenannten
kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen
ihn nicht haben. Der ungenannte Kunst-
richter will nichts als eine Stimme aus
dem Publico seyn, und so lange er unge-
nannt bleibt, läßt ihn das Publicum da-
für gelten. Aber der Kunstrichter, der
sich nennet, will nicht eine Stimme des
Publici seyn, sondern will das Publicum
stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht
blos durch sich, so viel Glück machen,
als sie machen können: sie sollen es zu-
gleich mit durch seinen Namen machen;
denn wozu sonst dieser Name? Daher
aber auch, von unserer Seite, das Ver-
langen, diesen Namen bewährt zu wis-
sen! daher die Frage, ob es verdienter
Name, ob es verdienter Name in diesem

Be-

Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Hr. Kloz Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Kloz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen

auf dem Dorfe, oder in der Stadt woh-
nen; sie mögen von ihrer Schreiberey
leben, oder nicht: alles das ist eines, wie
das andere. Nicht aus dem, was sie
sind, laßt uns beurtheilen, was sie schrei-
ben: sondern aus dem, was sie schreiben,
laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Pro-
fessor seyn, wenigsten nicht Professor in
den schönen Wissenschaften. Alle sollten
sie noch Studenten, und fleißige, beschei-
dene Studenten seyn. Denn welcher von
ihnen verräth im geringsten mehr Kennt-
nisse, gründlichere Einsichten, als jeder
angehende Student haben sollte? Was
ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur
ein Mann hätte schreiben können; nur
ein Mann, der sich in seinem Fache fühl-
te? Welches ist die Gattung des Vor-
trags oder der Dichtung, sie sey so klein
als sie wolle, worüber einer von diesen
Großsprechern nur eine einzige neue und
gute Anmerkung gemacht hätte? Schale,

platte

platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber auch alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine

Ver-

Vermessenheit, von der ich nicht weis, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von

dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heissen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weis, als

ihm

ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Kloß klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, „der oft mehr als blos satyrisch sey, kurz „aus dem Tone erhelle, welcher uns, „wider unsern Willen, an den Verfasser

„des

„des Vademecum für Herr Lan-
„gen zu denken zwinge.„ (*)

Persönliche Beleidigungen! Hr. Kloß klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Kloß! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre.

Was

(*) Deutsche Bibl. siebentes Stück, S. 465.

Was weis ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene

gene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Kloß zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushengen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmei-

chelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Kloz ist doch „immer so höflich gegen Sie gewesen. „Sogar seine Recension der antiquari„schen Briefe ist noch so höflich!

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst, hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Kloz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt

hat,

hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Kloß erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren

Ma=

Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehret, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

Ende des zweyten Theils.





